

DAS WALDVIERTEL

38. Jahrgang

1989

Heft 2



INHALT

Friedrich Polleroß: Die „Moderne“ schlägt zurück. Das Horner Vereinshaus und die zeitgenössische Kunst in der „Provinz“	97
Hannes Haas: Journalistische Inspektionsreisen. Der Sozialreporter Max Winter im Waldviertel	116
Leopoldine Hokr: Bandel in Handel und Wandel	124
Herbert Neidhart: Aus der Geschichte Pöggstalls. Die Maissauer als Herren von Pöggstall	135
Harald Hitz: Waldkirchen an der Thaya — geographische Anmerkungen zu einer Waldviertler Grenzlandgemeinde	146
Andreas Kusternig: „Magie der Industrie“. Die ungewöhnliche Landesausstellung	155
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	161
Buchbesprechungen	175
Mitteilungen des WHB	192

TITELBILD:

Hauptfoyer des Horner Stadthauses von Anton Schweighofer: postmoderner „Erlebnisraum“ mit „Sternenhimmel“ und „Elementen der Erinnerung“

(Foto: Margherita Krischanitz, Wien)

WALDVIERTEL INTERN

Die Vereinsleitung des WHB erhält laufend Anfragen, ob im Archiv des Vereines noch ältere Jahrgänge unserer Zeitschrift vorhanden sind und käuflich erworben werden können. Leider sind die Bestände vor 1965 sehr gering, aber auch einzelne Hefte aus der zweiten Hälfte der sechziger Jahre und aus den siebziger Jahren sind schon vergriffen. Wir richten daher an unsere Mitglieder die Bitte, wenn Sie ältere Jahrgänge unserer Zeitschrift abgeben können, diese dem Verein zu überlassen. Für Auskünfte erreichen Sie die Vereinsleitung unter der Telefonnummer 02982/3991 (ab 14 Uhr); die Postadresse lautet: Waldviertler Heimatbund/Das Waldviertel, 3580 Horn, Postfach 100.

Mit freundlichen Grüßen

Mag. Rudolf Malli
Finanzreferent

Dr. Erich Rabl
Präsident

Friedrich Polleroß

Die „Moderne“ schlägt zurück Das Horner Vereinshaus und die zeitgenössische Kunst in der „Provinz“

Am 13. Jänner 1989 wurde das in fast zweijähriger Bauzeit und mit einem Kostenaufwand von (mindestens) 55 Millionen Schilling zu einem Kultur- und Kommunikationszentrum umgebaute ehemalige „Katholische Vereinshaus“ in Horn feierlich eröffnet.¹⁾ Der folgende Beitrag analysiert zunächst die Architektur des Gebäudes im Vergleich zu früheren Werken des Architekten, berichtet dann über die Festrede zur Eröffnung sowie die aktuelle Architekturdiskussion und stellt die zum selben Anlaß erschienene Festschrift vor.

Die Architektur von Anton Schweighofer: modern, postmodern oder einfach gut?

Die Errichtung des „Stadthauses“ in Horn bescherte dieser Gemeinde ein Werk, das zweifellos zu den bedeutendsten Beispielen der Architektur des 20. Jahrhunderts im Waldviertel²⁾ zu rechnen ist. Denn Bürgermeister Karl Rauscher und die Gemeinderäte bewiesen ein für Horn neues Qualitätsbewußtsein und übertrugen die Planung einem Professor für Architektur an der Technischen Universität Wien. Anton Schweighofer, 1930 in Ayancik (Türkei) geboren und Schüler von Clemens Holzmeister, wurde mit einem Kinder-

¹⁾ Karl Müllauer, Landeshauptmann Ludwig eröffnete renoviertes Vereinshaus. Viel Applaus für anfangs umstrittene Bilger-Decke. In: NÖN/Horner Zeitung Nr. 3 vom 19. Jänner 1989, S. 4 — Bisherige Kosten betragen 31,5 Mio. Schilling: Horner Vereinshaus renoviert. In: Horner Kurier Nr. 2 vom 11. Jänner 1989, S. 20 — Ulrike Kerschbaum, Das Vereinshaus wird in neuem Glanz erstrahlen. In: NÖN/Horner Zeitung Nr. 40 vom 6. Oktober 1988, S 4 f.

Die hohen Kosten stießen sowohl aufgrund der Überschreitung der Voranschläge wie auch aus kulturpolitischen Gründen auf Kritik in der Öffentlichkeit: Voranschlag um bis zu 60 (!) Prozent überzogen — Voranschlag um die Hälfte überzogen. Stellt Stadtgemeinde nun Regreßforderungen? In: NÖN/Horner Zeitung Nr. 14 vom 6. April 1989, 4 f. — Roland Meingast, Vereinshaus Horn — alles für die Repräsentationskultur? In: Lebenszeichen aus dem Waldviertel 4/1989, S. 29.

²⁾ „Die nennenswerten Leistungen des 20. Jahrhunderts sind im Waldviertel bisher vereinzelt geblieben, die Tradition war reichlich beharrend.“ Mit diesen Worten charakterisierte Franz Eppel, Das Waldviertel. Seine Kunstwerke, historische Lebens- und Siedlungsformen (Salzburg 1963) S. 63 die Situation. Seither gab es zwar einen Zuwachs an moderner Kunst, aber kaum eine kunsthistorische Aufarbeitung. Hinweise zur Architektur des 20. Jahrhunderts finden sich z. B. bei: Wilhelm Zotti, Kirchliche Kunst in Niederösterreich. Diözese St. Pölten I (St. Pölten — Wien 1983) S. 85 ff.; 2 (Wien — St. Pölten 1986) passim — Friedrich B. Polleroß, Zur Kulturgeschichte des Kamptales II. Vom Frühhumanismus bis zur Postmoderne. In: Werner Gamerith u. a., Zwischen Bedrohung und Bewahrung. Das Kamptal — eine ökologische Parabel (Wien — München 1988) S. 131 ff.

garten in Taegu (Korea), einem SOS-Kinderdorf in New Delhi (1965-1969), der „Stadt des Kindes“ in Wien (1969-1974) und einer Wohnhausanlage in Berlin-Kreuzberg (1979-1983) auch international bekannt. Er war bisher vor allem als Architekt von Sozialbauten tätig und konnte auf diesem Sektor schon mehrere Planungen im Waldviertel verwirklichen: 1964-1968 die Volks- und Hauptschule in Allentsteig, 1967-1970 das Personal- und Schwesternwohnheim in Zwettl, 1970-1971 den Kindergarten in Allentsteig, 1971-1979 das Krankenhaus in Zwettl³⁾ und 1973-1975 das Rot-Kreuz-Haus in Zwettl. Der Blick auf die Waldviertler Arbeiten Schweighofers läßt aufgrund ihrer zeitlichen Streuung jedoch in wesentlichen Zügen auch die allgemeine stilistische Entwicklung des Architekten erkennen, die durch die Verbindung seines „Rationalismus“ mit jeweils aktuellen Strömungen charakterisiert wird.

Die Bildungsbauten der späten 60er und frühen 70er Jahre stehen in der Tradition des Nachkriegs-Funktionalismus und des spätmodernen „Brutalismus“ (von frz. „brut“=roh, unverputzt)⁴⁾ mit seiner Vorliebe für Sichtbeton, Stahl und Glas (Abb. 1). Die zusätzliche Verwendung von Naturstein (in Indien) und Rohziegeln (im Waldviertel) ist ebenfalls typisch für diese Art von Architektur, „die mit einfachen, rohen Materialien ausgezeichnete



Abb. 1: „Brutalismus“: Schule von Anton Schweighofer in Allentsteig, 1964-1968
(Foto: Archiv Schweighofer, Wien)

³⁾Österreichische Architektur 1945-1975, Ausstellungskatalog (Wien 1976) o. S.

⁴⁾Reyner Banham, Brutalismus in der Architektur. Ethik oder Ästhetik? (Stuttgart — Bern 1966) — Klotz, Moderne und Postmoderne (wie Anm. 46) S. 62-69.

Raumsituationen schafft“⁵⁾, entspricht aber auch der besonderen Absicht Schweighofers.⁶⁾ Der Kindergarten in Allentsteig⁷⁾ unterscheidet sich jedoch durch die ausgeprägte Symmetrie von der älteren, um einen Innenhof gruppierten Schule dieser Stadt und Schweighofers früherem Kindergarten in Wördern (1964-1968).

Sowohl vom Grundriß und der äußeren Erscheinung als auch hinsichtlich der Materialverwendung verfeinerter und — im Hinblick auf das Vereinshaus — zukunftsweisender

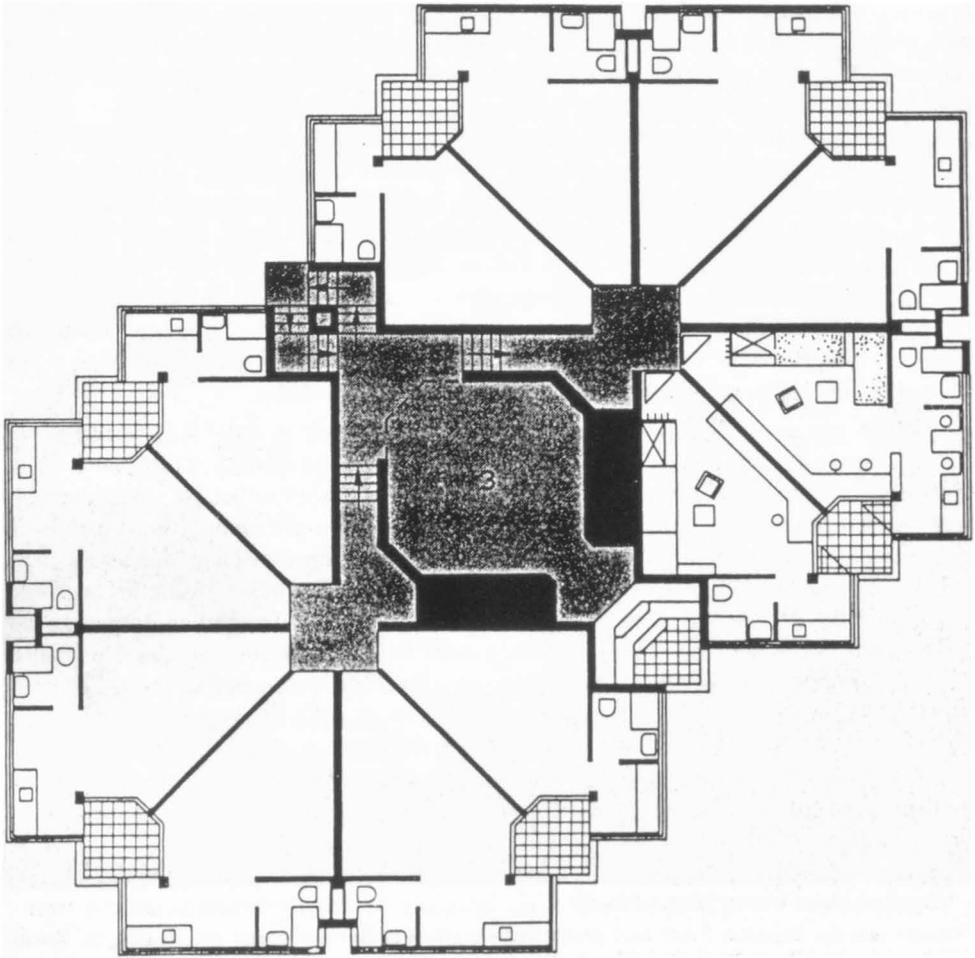


Abb. 2: Grundriß des Schwesternwohnheimes von Anton Schweighofer in Zwettl, 1967-1970
(Archiv Schweighofer, Wien)

⁵⁾Günther Feuerstein, Die Architektur. In: Derselbe u. a., Moderne Kunst in Österreich (Wien — Hannover — Bern 1965) S. 39 f.

⁶⁾Siehe dazu Schweighofers Aussage „Wo Stein ist, muß Architektur aus Stein gebaut sein, wo Sand und Erde ist, muß sie aus Ziegel und wo Bäume sind, muß sie aus Holz gebaut werden“ in einem Artikel von Masato Kawamuki über eine Japan-Reise des Architekten (Übersetzung im Archiv Schweighofer).

⁷⁾Sokratis Dimitriou, Allentsteig. In: bauforum 8 (1975) Nr. 47, S. 23 f. — Festschrift zur 100-Jahr-Feier des NÖ Landeskindergartens Allentsteig am 12. Juni 1982 (Allentsteig 1982) S. 21.

erscheint das „harmonisch gegliederte und architektonisch bemerkenswerte“⁸⁾ Wohnhaus in Zwettl, wo der Architekt „eher von einer großen Villa“ als von „einem üblichen Heim oder Hotel“ sprechen möchte.⁹⁾ Tatsächlich erinnern die „drei ineinander geschobenen Kuben“ aus weiß gefärbeltem Beton mit den schmalen horizontalen Fensterbändern über einer Glaszone im Erdgeschoß an die Villenbauten um 1930, z. B. von Adolf Loos, Josef Frank oder anderen Architekten der Wiener Werkbundsiedlung. Von dort lassen sich wohl auch der Gedanke der „in Spannung gebrachten und in den Höhen differenzierten Raumfolgen“, d. h. die unterschiedliche Gestaltung nach Funktionen, sowie die „sparsame Verwendung von Materialien und die Akzentuierung der Farbgebung“ (Schweighofer) ableiten.¹⁰⁾ Die Symmetrie des Grundrisses ist noch konsequenter als jene des Kindergartens in Allentsteig und gilt für beide Hauptachsen, wobei eine „zentrale, lichte Wohnhalle“ von den 24 Garçonnières umgeben wird (Abb. 2). Dieses „Forum“ bildet jedoch nicht nur einen architektonischen, sondern auch einen sozialen Mittelpunkt: „Man könnte es innerhalb der Räumlichkeiten des Gebäudes ein Dorfplätzchen nennen. (...) Mit dieser beachtenswerten Form der Durchdringung von verschiedenen Räumen (...) strebte Schweighofer nach einer Optimierung verschiedenster Kommunikation zwischen dieser Wohngemeinschaft.“¹¹⁾ Diesen Atrium-Gedanken übernahm Schweighofer von der indischen Mogularchitektur, er kennzeichnet aber auch den Sozialbau dieser Zeit; z. B. die Kindergärten von Ferdinand Schuster (1964-1967), Wolfgang und Traude Windprechtner (1966-1969) sowie die Schulen von Viktor Hufnagl in Weiz (1964-1968) und Wörgl (1970-1974).¹²⁾

Eine ebenso ausgeprägte soziale Absicht wie auch Symmetrie in der Hauptsache kennzeichnet den Krankenhausneubau in Zwettl (Abb. 3), dessen an barocke Schloßbauten erinnernde Verbindung von Haupttrakt und angehängten Pavillons schon bei der „Stadt des Kindes“ vorbereitet wurde.¹³⁾ Im Krankenhausbau bedeutet sie aber eine Trendwende weg vom „modernen“ Großspital: „Die meisterhafte und richtungsweisende architektonische Gliederung und Gestaltung eines Spitals dieser Größenordnung bietet zweifellos auch den Ärzten und Schwestern bedeutend bessere Möglichkeiten zur individuellen Betreuung der ihnen anvertrauten Patienten und erleichtert eine wirksame Verhütung des Hospitalismus.“¹⁴⁾ Der Architekt hat den Gesamteindruck seiner mit dem „Bauherrenwürfel-Preis 1978“ der Zentralvereinigung der Architekten Österreichs ausgezeichneten — nach Bruno Taut — als „Stadtkrone“ von Zwettl bezeichneten Architektur folgend beschrieben: *Wenn man heute nach Zwettl kommt — aus Nord, Süd, Ost oder West —, da sieht man schon von weitem, hoch über der Stadt gelegen, ein großes, weißes, breites Bauwerk, zusammenge-*

⁸⁾ Ehrenfried Teufel. Das a. ö. Krankenhaus Zwettl-NÖ. In: Walter Pongratz — Hans Hakala (Hg.), Zwettl. Niederösterreich I (Zwettl 1980) S. 508-510.

⁹⁾ Dieses und die folgenden Zitate aus: Anton Schweighofer, Zur Architektur des Hauses. In: Zwettl. Schwestern- und Personalwohnhaus (Zwettl 1970) o. S.

¹⁰⁾ W. J. van Heuvel. Raumkunst in Schweighofers zusterhuis in Zwettl. In: pt-bouwkunde 31 (1976) S. 584-591. verweist ebenfalls auf die Beziehungen der Zwettler Architektur zu Loos und den holländischen Funktionslisten.

¹¹⁾ Ebenda (nach einer Übersetzung im Archiv Schweighofer).

¹²⁾ Friedrich Achleitner, Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert I (Salzburg — Wien 1980) S. 349, 2 (Salzburg — Wien 1983) S. 325 u. 224.

¹³⁾ Tatsächlich war der Haupttrakt des Wiener Bauwerkes als optische Entsprechung zu einem parallel im selben Park stehenden Schloß konzipiert: Sokratis Dimitriou, Die Stadt des Kindes. In: bauforum 8 (1975) Nr. 47, S. 14-22.

¹⁴⁾ Teufel. Krankenhaus (wie Anm. 8) S. 514-517.



Abb. 3: „Maschinenarchitektur“: Krankenhaus von Anton Schweighofer in Zwettl, 1971 - 1979
(Foto: Archiv Schweighofer, Wien)

halten von zwei glitzernden Türmen. Wie ein auf der grünen Wiese gestrandetes Schiff (!), beherrschend, kristallen glänzend (!), kontrastierend zu Farben und Formen der Umgebung.¹⁵⁾

¹⁵⁾ Anton Schweighofer, Das Beispiel Zwettl oder Häuserbauen als Lebenshilfe. Aufzeichnungen eines Architekten. In: morgen 2 (1978) S. 223-227. — Darüber hinaus war für Schweighofer jedoch unter dem Motto „Milieu-bezogenes Bauen“ die „erforderliche sterile Uniformität“ und die „Auseinandersetzung mit diesem scheinbar unabdingbaren Gesetz der Ausgangspunkt für die ungewohnte Konzeption des neuen Hauses“; Anton Schweighofer, Zur Architektur des Hauses. In: Helfen und Heilen. Festschrift zur Einweihung des Krankenhausneubaues am 21. April 1979 (Zwettl 1979) S. 29-36.

Johann Kräffner bezeichnete das Zwettler Spital ebenso treffend als in die Landschaft gestellte „kompakte Maschine“¹⁶⁾, und eine Würdigung des Baues durch einen Freund des Architekten beweist, daß es sich dabei nicht um eine zufällige Assoziation des Betrachters, sondern um bewußte Veranschaulichung der dahinter stehenden technophil-fortschritts-gläubigen Ideologie handelt: *Ein Spital ist in unserer Zeit eine Stadt in der Stadt. (...) Der Stand der wissenschaftlich-technischen Medizin übertrifft alles. Ein Spital bauen, führen und erhalten fordert die größten Gedanken heraus. (...) Die Vielfalt seiner Zwecke, ihre Verkettung, die Notwendigkeit kurzer Wege, rascher Tat — und andererseits hermetische Trennung, und das alles in einem einzigen System: (...) Patient und Arzt und alles, was sie zum Dulden und zum Helfen brauchen — viele Helfer, noch mehr Instrumente und einen umfassenden Apparat — unter Dach und Fach zu bringen. (...) Der Sinn des Hauses findet sichtbare Bestätigung.*¹⁷⁾

Tatsächlich läßt sich nicht nur im Gesamteindruck, sondern auch im Formenvokabular hier gegenüber der Schwesternschule eine Weiterentwicklung von Schweighofers Stil in Richtung „High-Tech-Architektur“ feststellen, die ebenfalls schon bei der „Stadt des Kindes“ und noch deutlicher beim Institutsgebäude der Hochschule für Bodenkultur in Wien (1967-1974) vorbereitet¹⁸⁾ und 1976 mit dem „Europäischen Stahlbaupreis“ ausgezeichnet wurde. Dieses Konzept, „das auf dem Fortschritt moderner Bautechnologie beruht und darüber hinaus diese Technik symbolisch überhöht“¹⁹⁾, ist ein Produkt des dritten Maschinenzeitalters, wie die Klassische Moderne ein Produkt des zweiten Maschinenzeitalters war.²⁰⁾ Die bekanntesten Beispiele dieser Zeit sind das Centre Pompidou in Paris (1971-1977) und in Österreich die ORF-Bauten Gustav Peichls (Landesstudio Salzburg 1969-1973), wo durch „Überbetonung der technischen Form deren eigene Symbolisierung“ erreicht wurde.²¹⁾ Eine Voraussetzung dafür bildeten wohl die technoiden Architekturvisionen der Wiener Architekten Raimund Abraham (um 1962-1965) sowie Hans Hollein und Walter Pichler, die 1963 programmatisch erklärten: „Die heutige Stadt ist eine ungeheure Maschine der Kommunikation.“²²⁾ Der Auffassung Schweighofers vom Krankenhaus als „Stadt in der Stadt“

¹⁶⁾ Johann Kräffner u. a., Bauen in Österreich. Die Fortführung einer großen Tradition (Wien-München 1983) S. 130.

¹⁷⁾ Michael Guttenbrunner, Krankenhaus Zwettl. In: *bauforum* 12 (1979) Nr. 69/70, S. 38-46.

¹⁸⁾ Harald Sterk, Bauen in Wien. Das letzte Jahrzehnt 1976 bis 1986 (Wien 1986) S. 125 f. — Auf den engen formalen und inhaltlichen Zusammenhang des Krankenhauses mit der BOKU hat schon Guttenbrunner (wie Anm. 17) hingewiesen: „Die ‚Bodenkultur‘ reicht mit der feinen inneren Fächerung eines Lehr- und Forschungszentrums am nächsten an das Zwettler Spital heran.“

¹⁹⁾ Anthony Tischhauser, Die Supermaschine. In: *archithese* 17 (1987) Nr. 6, S. 10. — Klotz, Moderne und Postmoderne (wie Anm. 46) S. 369-384 („Architektur und Technik“).

²⁰⁾ Chris Abel, Moderne Architektur im 2. Maschinenzeitalter. Zum Werk von Norman Foster. In: *archithese* 17 (1987) S. 12 ff. — Zur zeitgenössischen Technomanie in der bildenden Kunst siehe: Ekkehard Mai, Maschinen und Automaten-Travestie in der modernen Kunst. Aspekte eines Technik-Mythos. In: Tilmann Buddensieg — Henning Rogge (Hgg.), *Die nützlichen Künste* (Berlin 1981) S. 384 ff.

²¹⁾ Friedrich Achleitner, Architektur im Widerspruch. Wiener Baugeschehen der siebziger Jahre. In: Kristian Sotriffer, *Das größere Österreich. Geistiges und soziales Leben von 1880 bis zur Gegenwart* (Wien 1982) S. 495.

²²⁾ Das Krankenhaus zeigt in gemäßigter Form die für die Wiener Variante der „Maschinenarchitektur“ typische Kombination von Technomanie und streng axialer Komposition. Vgl. dazu: Matthias Boeckl, *Die Meister der Information. Kritische Bemerkungen über ein mythisches Kapitel Gegenwartskunst. Ein ergänzender Nachsatz zu „Hans Hollein — Architekturdesign“* von Michael Brix. In: *IDEA. Jahrbuch der Hamburger Kunsthalle* 7 (1988) S. 121-148.

und „gestrandetes Schiff“²³⁾ entsprechend, kann daher auch seine Zwettler Architektur als „Maschine der Kommunikation“ gedeutet werden.

Beide Phänomene, nämlich die Anwendung symmetrisch-hierarchischer anstelle unregelmäßig-zweckmäßiger Grundrisse sowie der manirierte und symbolische Einsatz des architektonischen Vokabulars anstelle eines nüchternen Funktionalismus, belegen den unbewußten Stilwandel Schweighofers von der modernen zur postmodernen Architektur, der dann bei den Wohnbauten der 80er Jahre offensichtlich wird.²⁴⁾ Das Vereinshaus in Horn setzt formal und inhaltlich ebenfalls neue Akzente, die zweifellos nicht nur durch die anderen Voraussetzungen bedingt waren. Einerseits ermöglichte die relativ freie Bauaufgabe (Foyer und Restaurant) größere Gestaltungsmöglichkeiten, andererseits bedeutete die Erhaltung alter Teile eine Einschränkung. Beides galt teilweise schon beim Stadthaus Mistelbach (1985-1989), wo Schweighofer erstmals mit der in der Tradition seines Lehrers Holzmeister stehenden Bauaufgabe „Festspielhaus“ konfrontiert wurde. Hier bot ein kleines Wohnhaus den Anknüpfungspunkt für die sonst viel großzügiger und freier als in Horn realisierbare Festarchitektur. Trotz anderer Bedingungen übernahm Schweighofer aber von seinem Idealprojekt für ein solches Stadthaus zwei Prinzipien für das Horner Vereinshaus: die Kombination von extrem langgestrecktem Saal und keilförmig angeschlossenem Foyer sowie die unten beschriebene Form des Anmarschweges. Ebenso wie diese Lösung in Mistelbach, durch zwei „Haupteingänge“ bedingt, überzeugender als in Horn erscheint, so kommt dort auch der „Glashauscharakter“ durch die Lage inmitten eines Parkes besser zur Geltung als im Waldviertel.

Das Bauwerk in Horn besteht aus zwei auch in ihrer Gestaltung unterschiedlichen Teilen (Abb. 4). Vom Altbau blieben nur die Außenmauern mit der tempelartigen Fassade bestehen, während das Innere wesentlich umorganisiert wurde. Denn anstelle des früheren Saalzuganges direkt vom Eingangsbereich durch eine Treppe in der Hauptachse verlängerte Schweighofer den Anmarschweg des Besuchers durch den Ausstellungs- und Garderobenraum unter dem Saal, über die Haupttreppe und das Foyer des Zubaus und erst von dort seitlich in den Saal. Durch eine Freitreppe zur Freiluftbühne in der Fischergasse wird dieser Querakzent auf der anderen Seite des Saales fortgesetzt. Davon abgesehen hat Schweighofer die Hauptachse des alten Gebäudes jedoch noch betont. So wurde die „Sala terrena“ durch Rundpfeiler in drei Schiffe unterteilt und im Saal selbst der Zug in die Tiefe nicht nur durch die Verbindung von großem Saal, Bühnenraum und kleinem Saal, sondern auch durch eine „Allee von rhythmisch gehängten leuchtenden Kugeln“²⁵⁾ unterstrichen. Der im Osten anschließende Neubau mit Foyer, Haupttreppe, Restaurant und Galeriebrücke wird hingegen durch Asymmetrie der Grundrisse, Unregelmäßigkeit und Vielfalt charakterisiert. Im Gegensatz zur Geschlossenheit der alten Mauern dominieren hier riesige Glas-

²³⁾ Zur Schiffssymbolik der modernen und postmodernen Architektur siehe: Gert Kähler, Architektur als Symbolverfall. Das Dampfermotiv in der Baukunst (=Bauwelt Fundamente 59, Braunschweig 1981).

²⁴⁾ Siehe dazu: Vittorio Magnano Lampugniani, Nahe beieinander liegend und übereinandergeschichtet. Anmerkungen zum Haus Manteuffelstraße 28 in Berlin von Anton Schweighofer. Manuskript im Archiv Schweighofer, S. 3: „Ein Bravourstück, das bei aller Virtuosität von Widersprüchen nicht frei ist. Sogar wegen soviel Virtuosität; manche Lösung (...) mutet gar allzu gekonnt an: maniert. Soviel konzentrierte Frivolität straft die sonstige, nicht zuletzt ökonomisch diktierte Einfachheit und Zurückhaltung Lügen; Adolf Loos hätte, nicht ganz zu Unrecht, den Drachen Ornament gewittert, als allzu leicht von der Hand gehende, allzu routinierte, eben: allzu gekonnte ästhetische Praxis.“

²⁵⁾ Dieses und die folgenden Zitate aus: Anton Schweighofer, Das Entwurfs-, Funktions- und Gestaltungskonzept des Vereinshauses Horn. In: Vereinshaus Horn. Festschrift der Stadtgemeinde Horn zur Wiedereröffnung (Horn 1989) S. 69-72.



Abb. 4: „Komplexität und Widerspruch“: Vereinshaus-Altbau (1908) und Neubau von Anton Schweighofer (1988) in Horn
(Foto: Friedrich Polleroh, Neupölla)

fenster, und durch Türen auf eine Terrasse wird die Öffnung zum Garten und die Kommunikation mit der Stadt nicht nur optisch, sondern auch tatsächlich möglich (Abb. 6). „Nicht allein aus den erwähnten Gründen ist dieses Raumelement der Schlüssel zum ganzen Raumgefüge. Er ist Bewegungs-, Orientierungs- und Erlebnisraum zugleich. Das Hauptfoyer ist wie ein Gartenzimmer von großzügigem Ausmaß. Räumlich differenziert, weiß, zweigeschoßig, ist es ein Raum zum Verweilen und Flanieren“ (Titelblatt). Nach der Gestaltung des großen Saales und des Foyers scheint jedoch dem Architekten die kreative Lust oder dem Auftraggeber das Geld ausgegangen zu sein. Denn die Nebenräume gehören alle zur „arte povere“: der kleine Saal hat die Ausstrahlung eines Eiskastens, die „Bar“ besitzt den Charme einer Bahnhofshalle, und die „Diskothek“ kann nach der Ballsaison problemlos in eine Tiefgarage umfunktioniert werden. Vielleicht hat der Architekt aber auch seinen Loos zu wörtlich genommen und bewußt auf ästhetischen „Funktionalismus“²⁶⁾ gesetzt: „Die Stimmung im ganzen Gebäude ist durch das Weiß der Wände und Decken bestimmt. Akzentuiert wird die Farbwirkung einerseits durch sehr feine Farbkontraste, andererseits durch die flächige Farbgebung der Decke und der punktuellen und linearen Farbgebung der Möbel und Holme.“

²⁶⁾ Das Hauptproblem des neuen Saales bildete die schlechte Akustik, die Hans Peter Heinzl mit folgenden Worten kommentiert: „Das soll ein Professor für Hauslehre gebaut haben, ich glaube, er ist ein Spezialist für leere Häuser. Von Akustik versteht er jedenfalls nichts.“: Erfolg trotz mieser Akustik. In: NÖN/Horner Zeitung Nr. 2 vom 11. Jänner 1989, S. 5 — Kritik bei den ersten Besuchern riefen außerdem die schönen, aber unhandlichen Türklinken und das „Nadelöhr“ zwischen Foyer und Stiege zur Bar hervor sowie die vom Hauptgeschoß relativ weit entfernten Toiletten: Man spricht darüber... In: Horner Kurier Nr. 2 vom 11. Jänner 1989, S. 20.

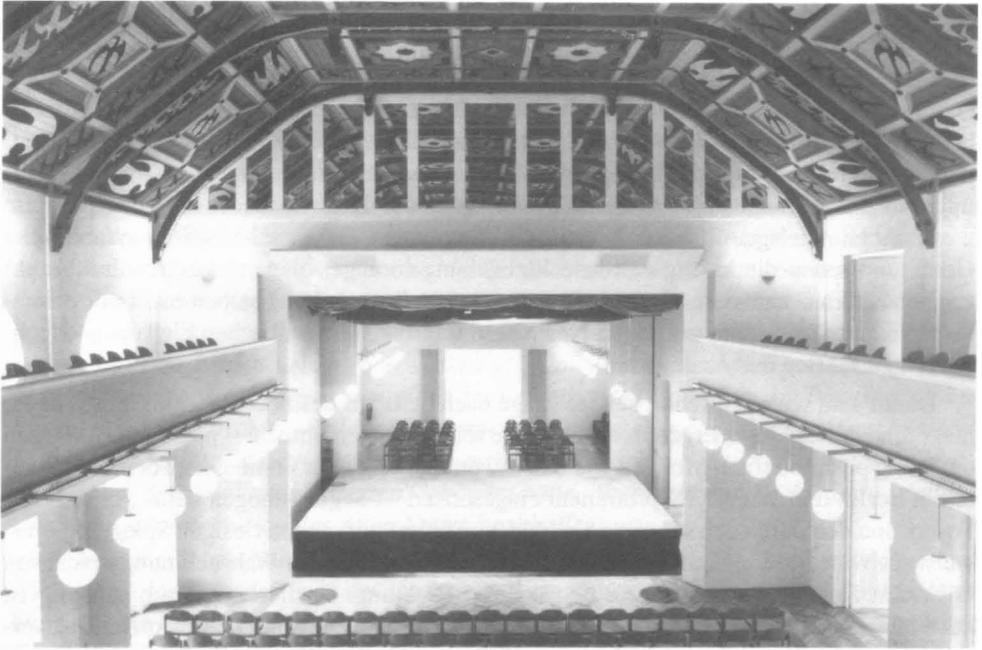


Abb. 5: „Mehrsprachigkeit der Stile“: neo-moderne Architektur von Anton Schweighofer und archaisierende Bemalung der alten Holzdecke von Maria Biljan-Bilger im Saal des ehemaligen Vereinhouses

(Foto: Margherita Krischanitz, Wien)



Abb. 6: „Gartensaal“ mit „Galerie-Brücke“: Foyerneubau von Anton Schweighofer in bewußtem Kontrast zum Altbau

(Foto: Margherita Krischanitz, Wien)

Die Decke des großen Saales (Abb. 5), die schon vor der Eröffnung für Diskussionen in der Bevölkerung sorgte²⁷⁾ und in ihrer Struktur ein Teil des Gebäudes von 1908 ist, spielt also eine wesentliche Rolle im Konzept von Anton Schweighofer. Sie wurde — unter „Umgehung“ des Bundesdenkmalamtes — von Maria Biljan-Bilger (geb. 1912 in Radstadt) bemalt, die schon bei der „Stadt des Kindes“ mit Schweighofer zusammengearbeitet hatte. Die Künstlerin, Professorin für Keramik an der Akademie für angewandte Kunst in Wien, folgte in ihrer Komposition zunächst der Struktur der Kassettendecke und interpretierte diese als Himmelsgewölbe mit Vögeln und Sternen.²⁸⁾ Deren schematisch-symbolische Gestaltung sowie die kräftig-rustikale Farbgebung (orange, blau, türkis, rot und braun) erinnern an Bauernmalerei sowie außereuropäische Kulturen und stehen nicht nur primavista, sondern auch stilistisch in starkem Kontrast zur weiß-metallischen Eleganz und technischen Perfektion der Architektur.

Damit sind wir auch schon bei der Frage nach dem Stil des neuen Vereinshauses angelangt, und der ist — das Ergebnis der Analyse sei vorweggenommen — postmodern. Neben eindeutig postmodernen Motiven wie den — von Schweighofer erstmals bei den Wohnbauten in Berlin und Wien XIX prominent eingesetzten — Segmentbogen beim „Erker“ des Foyers und den durch den schrägen Grundriß raffiniert wirkenden riesigen Spiegeln²⁹⁾ verweist auch der Gesamteindruck des Foyers als „Zauberbühne für Wahrnehmungsspiele von höchstem ästhetischem Anspruch“³⁰⁾ in diese Richtung. In diesem Zusammenhang ist auch die — analog zu den vom Architekten als vorbildlich genannten „Beispielen aus verschiedenen Jahrhunderten und Weltgegenden“ — „primitive Kunst“ der Deckenmalerei³¹⁾ zu nennen. Denn diese Verbindung unterschiedlicher „Stile“, die „Mehrsprachigkeit“, ist ebenso charakteristisch für die Postmoderne wie die bewußte Auseinandersetzung mit alter Bausubstanz:³²⁾ *Die Architektur der Nach-Moderne ist nicht auf Ausschließlichkeit und strenge Konsequenz bedacht, sondern sie ist zu schwierigen Kompromissen bereit und schlägt gewagte Verbindungen vor. Sie läßt Widersprüche und Inkonsistenz des Durchwachsenen zu; sie erlaubt ein breites Spektrum von Bedürfnissen: die Fülle des Lebens, nicht die Strenge des Dogmas. Den „Revolutionären“, die mit der Geschichte im Namen eines neuen Zeitalters völlig gebrochen hatten, sind heute die „Revisionisten“ mit dem*

²⁷⁾ Ein Wahrzeichen Horns. Umgebautes Vereinshaus mit restaurierter Holzdecke wird eröffnet. In: Kurier/Niederösterreich extra vom 11. Jänner 1989, S. 31.

²⁸⁾ Maria Biljan-Bilger. Über die Bemalung der Holzdecke für den Theater- und Festsaal in Horn. In: Vereinshaus Horn (wie Anm. 25) S. 83.

²⁹⁾ Zur Aktualität der „Spiegel als konkrete Gebrauchsgegenstände und zugleich als ein höchst verwirrendes, real-irreales Schwellenphänomen“ siehe: Umberto Eco, Über Spiegel. In: Über Spiegel und andere Phänomene (München — Wien 1988) S. 26-61.

³⁰⁾ Damit wird „der Realitätscharakter der weißen Gegenwartsarchitektur deutlich als ‚Darstellung von etwas‘ verstanden“ und unterscheidet sich wesentlich von der „utopischen Selbstdarstellung einer wissenschaftsgläubigen (...) Geistigkeit“ der 20er Jahre: Wolfgang Meisenheimer. Die weiße Wand. In: Daidalos 30/1988, S. 88-95. — Zum „postmodernen Raum“ siehe auch: Charles Jencks, Die Sprache der postmodernen Architektur. Entstehung und Entwicklung einer alternativen Tradition (Stuttgart 1988) S. 118.

³¹⁾ Die Künstlerin bezog ihr Interesse für „einfache, erdverbundene Dinge“ und ihre Einflüsse auf Reisen nach Jugoslawien und Südtalien von „Menschen, die noch in einer großen Einheit leben, bei der alles übereinstimmt hat.“ also aus einer „paradiesisch“vormodernen Gesellschaft: Otto Breicha (Hg.), Der Art Club in Österreich. Zeugen und Zeugnisse eines Aufbruchs (Wien — München 1981) S. 58 f.

³²⁾ Wolfgang Welsch. Unsere postmoderne Moderne (Weinheim 1988) S. 104 ff., S. 114 ff.
Robert Venturi. Komplexität und Widerspruch in der Architektur. In: Wolfgang Welsch (Hg.), Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion (Weinheim 1988) S. 79-83.

gefährlichen Vorhaben des Versöhnens gefolgt. Sie möchten die Erinnerung an längst Vergangenes mit dem Pathos der Neuerung verbinden.³³⁾

Diese Vorgangsweise beschäftigte in den letzten Jahren nicht nur die Denkmalpflege³⁴⁾, sondern zunehmend auch Künstler und Architekten.³⁵⁾ Als naheliegende Beispiele seien nur das vom Wiener Architekten Carl Pruscha zu einem „Kunsthhaus“ umgestaltete ehemalige Piaristengymnasium in Horn³⁶⁾ sowie das „Museum der Räume“ im Schloß Buchberg am Kamp³⁷⁾ genannt. Auch die teilweise Erhaltung des alten Vereinshauses war ja weniger eine denkmalpflegerische oder ökonomische Bedingung des Auftraggebers, sondern eine Absicht des Architekten: *Das bestehende Gebäude war mir seit langem vertraut. Beeindruckt war ich vom Ausdruck und der äußeren Erscheinung. Die Klarheit des Baukonzepts, die gebaute Typologie und die Möglichkeit, das bescheidene Dasein dieses Sonderlings aufzuwerten, es zu neuem Leben zu erwecken (!), das waren dann doch ausschlaggebende Gründe für mich. (...) Mein Entwurf mit der weitgehenden Erhaltung des Baues war beruhigend für die Stadtväter, wurde jedoch vorerst von ihnen eher aus „finanziellen Gründen“ gutgeheißen! Später akzeptierte man auch mein künstlerisches Konzept, das in hohem Maße Respekt vor den Qualitäten des alten Gebäudes hatte. Aber nicht durch „Wiederherstellen“, sondern auch Integration des Alten Neues zu schaffen, war meine Absicht.*³⁸⁾

Schweighofer beschränkte sich jedoch nicht nur auf passive Über- und Rücksichtnahme wie im Fall der Fassade sowie der Decke als „Erinnerung an die Erbauer und ihre Bemühung, für die Besucher einen würdigen, schönen Saal zu schaffen“, sondern steigerte diese Gesinnung durch den Einsatz von Spolien mit „Reliquiencharakter“: ³⁹⁾ „Am Zwischenpodest (der Haupttreppe) sind ein Stück altes Mauerwerk sowie ein Stück alten Belages aus Betonsteinen als Elemente der Erinnerung sichtbar geblieben.“

Die Architektur soll aber nicht nur Erinnerungen, sondern auch Stimmungen hervorrufen. So dient schon der Eingangsbereich als „erster Erlebnisraum“ der „Einstimmung“ und

³³⁾ Heinrich Klotz (Hg.), Revision der Moderne. Postmoderne Architektur 1960-1980, Ausstellungskatalog Frankfurt/Main (München 1984) S. 9.

³⁴⁾ Géza Hajos, Denkmalpflege und Postmoderne. In: Dieter Bogner/Peter Müller (Hg.), Alte Bauten — Neue Kunst. Denkmalpflege und zeitgenössisches Kunstgeschehen (Wien 1986) S. 48. — Wilfried Lipp, Denkmalpflege: Moderne — Postmoderne. In: Kunsthistoriker 5 (1988) S. 17-26.

³⁵⁾ Manfred Sack, Integration von Alt und Neu. In: Neues Bauen in alter Umgebung, Ausstellungskatalog (München 1978) S. 14-17. — Harald Sterk, Der Knick im Selbstvertrauen. Tendenzen und Erscheinungen in der österreichischen Architektur. In: Derselbe (Hg.), Die Kunst der 70er Jahre in Österreich (Wien — München 1980) S. 117 ff. — Franz Neuwirth, Integration neuer Architektur in alter Umgebung. In: Stadt und Land. Neues Leben in alter Heimat (=3. Handbuch Pro Austria Nostra, Wien 1984) S. 39-45.

³⁶⁾ Carl Pruscha, Der Wandel eines Hauses. In: Derselbe (Hg.), Kunst Haus Horn. Eine Dokumentation anlässlich der Sanierung und Adaptierung des Gebäudes der Ferdinand Graf Kurz-Stiftung in Horn für die Studierenden und Absolventen der Akademie der bildenden Künste in Wien (=Wiener Akademie-Reihe 23, Wien 1988) S. 39-47: „Eine solche Neufassung (...) stellt daher für den Architekten eine durchaus schöpferische Herausforderung dar — eine Herausforderung, die jedoch nicht mit dem Denken des Denkmalschützers oder Restaurators bewältigt werden kann, sondern die vielmehr des Fingerspitzengefühls des planenden Architekten bedarf, der Raumschöpfung und Baustruktur versteht und die Partitur seines Vorgängers zu lesen weiß.“

³⁷⁾ Dieter Bogner, Verknüpfungen — Schloß Buchberg und die Raumkonzepte. In: Bogner/Müller (wie Anm. 34) S. 9-19.

³⁸⁾ Dieses und das folgende Zitat aus: Anton Schweighofer, Das Abenteuer der Planung des Stadtsaales Horn für das Buch der Geschichte des Vereinshauses geschrieben, mit Dank an alle, die geholfen haben, es zu überstehen. In: Vereinshaus Horn (wie Anm. 25) S. 63 und S. 66. Anton Schweighofer, Alte Bausubstanz, neue Architektur. Das Abenteuer der Planung. Revitalisierung des Vereinshauses in Horn. In: morgen 13 (1989) S. 62-65.

³⁹⁾ Siehe dazu das Kapitel „Historische Architektur als ‚Reliquie‘“ bei Klotz, Moderne und Postmoderne (wie Anm. 46) S. 98 f.

die vielleicht wesentlichste Funktion des neuen Teiles ist seine Qualität als „Erlebnisraum“: *Auch das Ansteigen zu den Sälen soll festliche Stimmung vermitteln. Der Aufgang ist überdacht von der Galerie-Brücke. Sie ist Raumentrenner, Festzelt und Aussichtsturm. Man blickt in den Hauptsaal, den Wintergarten, den Garten, die Stadt, das Hauptfoyer und kann alle Aktivitäten überblicken. (. . .) Die Galerie im Hauptfoyer unterstützt wesentlich das Konzept „Das Haus ist eine Stadt, . . .“: Auch das Beleuchtungskonzept tut das. Die „Straßenbeleuchtung“ bekräftigt diese Absicht. So können sehr unterschiedliche Lichtqualitäten sehr verschiedene Raumeindrücke erzeugen. Das Licht ist damit zu einem der wesentlichsten Gestaltungselemente geworden. (. . .) So hoffe ich, daß neben der Festlichkeit, Heiterkeit und Freude am Spiel auch Kultur und Architektur in diesem Haus erlebt werden wird.*

Das Veranstaltungszentrum ist also nicht mehr eine nur funktionelle und die Vernunft der Besucher ansprechende Erziehungsanstalt der Moderne, sondern ein ans Gefühl appellierender und sinnlicher Erlebnisraum der Postmoderne.⁴⁰⁾ Und vor allem Schweighofers Absicht, das „Stadthaus“ u. a. durch die „Sternenhimmel“ im Saal und im Foyer als „Stadt in der Stadt“ erlebbar zu machen, entspricht dem postmodernen Zentralmotto „Nicht nur Funktion, sondern auch Fiktion“ (Klotz). Der Einsatz des Lichtes als Gestaltungsmittel verweist jedoch darüber hinaus auf die „Lichtarchitektur“ der 20er Jahre⁴¹⁾ und ist damit ein wichtiger Punkt im historistischen Konzept der Horner Architektur. Denn deren Formensprache mit weißen, blockhaft geschlossenen Wänden und gläsernen, lichtdurchfluteten Räumen bildet keine notwendige Weiterentwicklung von Schweighofers „Brutalismus“ der Frühwerke und seiner High-Tech-Architektur der 70er Jahre, sondern ein Zitieren des „Neuen Bauens“ und des Internationalen Stiles der Zwischenkriegszeit. Darauf weist auch der Beitrag Ernst Gehmachers in der Eröffnungsfestschrift hin: *Denn nur in der Fiktion ist dieser Sprung über die Zeit möglich. Und in der Architektur. (. . .) Architektur, die für ihre Epoche das Erlebnis des Zeitgerechten vermitteln will, braucht Tempogefühl für die Uhr der Kultur. Und diese Uhr geht nicht überall gleich. Was in New York oder Amsterdam schon jetzt ist, würde im Waldviertel als futuristisches An-die-Wand-Malen einer Zukunft empfunden werden, einer Zukunft, wie man sie gar nicht haben will — und vielleicht auch nie haben muß.*⁴²⁾

Gehmachers großstädtisch-überhebliche Deutung des Vereinshauses als Architektur-Nachhilfeunterricht für die vermeintlich rückständigen Waldviertler wirkt nicht nur angesichts der vor 60 Jahren avantgardistisch gewesenen Formen der „Klassischen Moderne“ anachronistisch, sondern geht an der architektonischen Realität sowohl in Horn als auch im „Weltdorf“ Wien vorbei (siehe unten). Sie bestärkt aber unsere Analyse des Vereinshauses als postmoderner Architektur. Denn Schweighofers „architektonische Botschaft, die den Zeitschock als Mahnung oder Aufruf benutzt“ (Gehmacher), ist nur eine Variante des postmodernen Historismus.⁴³⁾ Dieser Rückgriff auf die Väter der Moderne besitzt in der Wiener Architektur seit den 70er Jahren eine große Bedeutung⁴⁴⁾, doch greift Schweighofers

⁴⁰⁾ Zur neuen Bedeutung der Sinnlichkeit siehe z. B. das Manifest „Architektur ist ein Manifest für die Sinne“ von 1969: Reinhard Gieselmann, *Architektur ist ein Element für die Sinne* (Stuttgart 1987).

⁴¹⁾ Werner Oechslin, *Licht: ein Gestaltungsmittel zwischen Vernunft und Gefühl*. In: *Lichtarchitektur* (=Daidalos 27/1988) S. 22-38. Hans T. von Malotki, *Auf dem Weg zur Lichtarchitektur*. In: *Ebenda* S. 66-85.

⁴²⁾ Ernst Gehmacher, *Architektur mit Tempogefühl*. In: *Vereinshaus Horn* (wie Anm. 25) 85 f.

⁴³⁾ Wolfgang Pehnt, *Spiele mit der Geschichte. Der neue Historismus*. In: Derselbe, *Der Anfang der Bescheidenheit. Kritische Aufsätze zur Architektur des 20. Jahrhunderts* (München 1983) S. 313-332.

⁴⁴⁾ Achleitner, *Architektur im Widerspruch* (wie Anm. 21) S. 494 ff. — Peter M. Bode/Georg Riha, *Hier blieb*

„nüchterne, eher am internationalen als lokalen Geschehen orientierte Sprache“⁴⁵⁾ auf andere Vorbilder zurück als die meisten seiner Wiener Kollegen. Statt Wagner, Hoffmann und Holzmeister werden für ihn die rationalen Vertreter der „Klassischen Moderne“ wichtig: die „unwienerischen“ Wiener Adolf Loos und Josef Frank, der Franzose Le Corbusier sowie die Vertreter des Internationalen Stiles in Holland und der Tschechoslowakei. Schweighofers bewußter Historismus seit der zweiten Hälfte der 70er Jahre läßt sich auch historisch gut begründen, denn beim Umbau der Galerie Würthle, der Galerie für die „Klassische Moderne“ in Wien, (1975-1977) war der Rückgriff auf die analoge Architektur ebenso naheliegend wie bei dem für den Architekten neuartigen Wohnbau die Beschäftigung mit den Sozialbauten der Zwischenkriegszeit sinnvoll schien. Vor allem aber hatte die 1977 angetretene Professur an der Technischen Universität — nach eigener Aussage — eine verstärkte und bewußtere Auseinandersetzung mit der Theorie und Geschichte der Architektur zur Folge. Daraus resultierte nicht nur die wissenschaftliche Beschäftigung mit Adolf Loos, dessen Forschungsverein Schweighofer vorsteht, Bruno Taut, Le Corbusier und anderen Theoretikern des „Neuen Bauens“ der 20er Jahre, sondern auch mit dem venezianischen Ahnherren der rationalen Architektur Andrea Palladio (1508-1580). Schweighofers „Palladio-Interpretation“ zeigt sich in seinen Werken der 80er Jahre etwa bei den zentralen Grundrissen der Stadtvillen in Wien XIX, bei den Giebelfassaden des Mistelbacher Stadthauses oder bei der „Kolossalordnung“ des Wohnhauses in Wien. Beim Vereinshaus in Horn wurde der Historismus vom Architekten zweifellos bewußt eingesetzt, um — im Unterschied zur Neo-Moderne z. B. des amerikanischen Stararchitekten Richard Meier⁴⁶⁾ — mit den Architekturzitate mutatis mutandis auch die kämpferische Ideologie der „Klassischen Moderne“ zu vermitteln, wie sie etwa 1920 Bruno Taut formuliert hat: *Runter mit der „Vornehmheit“ der Sandsteine und Spiegelscheiben, in Scherben der Marmor- und Edelholzkram, auf den Müllhaufen mit dem Plunder! (. . .) Hoch das Durchsichtige, Klare! Hoch die Reinheit! Hoch der Kristall! Und hoch und immer höher das Fließende, Grazile, Kantige, Funkelnde, Blitzende, Leichte — hoch das ewige Bauen!*⁴⁷⁾

Die Eröffnungsrede. Oder: Streit der Alt(modern)en mit den (Post-)Modernen

Unsere Deutung des Vereinshauses als Neo-Moderne und damit „progressivistische“ Variante der Postmoderne⁴⁸⁾ wird durch die programmatisch-doktrinäre Eröffnungsrede

die Moderne am Leben. Souverän mißt sich eine Garde progressiver österreichischer Architekten mit den Wiener Pionieren des Neuen Bauens. In: art 2/1986, S. 94-100. — Roderick O'Donovan, Vienna. In: The Architectural Review 184 (1988) S. 27-29, erklärt dieses Interesse an der Klassischen Moderne, „that is, rational structure, transparencies, the honest use of materials and so on“, mit der Vorwegnahme postmoderner Prinzipien durch die Wiener Moderne: „The continuity so apparent in the work of such architects is perhaps also due to the fact that the Viennese Modern of Loos, Josef Frank and Hoffmann anticipated many of the concerns of the Post-Modern era while the Modern itself was still young.“

⁴⁵⁾ Kräftner, Bauen in Österreich (wie Anm. 16) S. 41. — Vladimír Šlapeta, Anton Schweighofer v Praze (=Anton Schweighofer in Prag). In: Umení a remešla (=Kunst und Handwerk) 3/1986, S. 4 f. betont ebenfalls, daß Schweighofer „die große Tradition von Otto Wagner, Adolf Loos und Josef Frank im Geiste des modernen Traditionalismus fortgesetzt“ hat.

⁴⁶⁾ Heinrich Klotz, Moderne und Postmoderne. Architektur der Gegenwart 1960-1980 (=Schriften des Deutschen Architekturmuseums zur Architekturgeschichte und Architekturtheorie, Braunschweig — Wiesbaden 1985) S. 315-319.

⁴⁷⁾ Zitiert in: Ebenda S. 21 f.

⁴⁸⁾ Alan Colquhoun, Zwei Arten von Postmodernismus. In: archithese 16 (1986) Nr. 4, S. 39-42. — Siehe dazu auch das Kapitel „Der Rationalismus. Der Gang zurück zu den Vätern“ bei Klotz, Moderne und Postmoderne (wie Anm. 46) S. 211 ff.

des Klagenfurter Literaten Michael Guttenbrunner bestätigt, die der Architekt unter Androhung seines Fernbleibens vom Veranstalter erzwungen hatte. Der Festredner lobte das neue Bauwerk seines Freundes als „Gleichgewicht von Funktion, Konstruktion und Bild“ ohne „irgendeine Ideologie (...) und noch tiefere Bedeutung“ und stellte es in Gegensatz zum „Pöfel der triumphierenden Postmoderne“ und zur „Schmuckpest“ der zeitgenössischen Architektur. Er wollte also den Besuchern einreden, daß Adolf Loos' Behauptung „evolution der kultur ist gleichbedeutend mit dem entfernen des ornamentes aus dem gebrauchsgegenstand“ 1988 noch genauso gültig sei wie im Eröffnungsjahr des alten Hauses 1908. In einseitiger Sicht der historischen Entwicklung beklagte der Festredner ebenso wie schon vor Jahren der deutsche Philosoph Jürgen Habermas⁴⁹⁾ den Untergang des architektonischen Abendlandes. Dafür machte er zunächst die auftraggebenden Politiker verantwortlich, die alle halbgebildete und protzsüchtige Parvenues seien. Dieses Pauschalurteil sorgte gleich für den ersten „Skandal“ des neuen Hauses: einer der anwesenden „Provinzkaiser“ empfand diese Charakterisierung seines Standes als Majestätsbeleidigung. Landeshauptmann Ludwig, der in seiner „Hauptstadt- und Regionalismus-ist-wie-Gulasch-mit-Saft-Rede“ stolz vom Architektenwettbewerb für das Regierungsviertel in St. Pölten berichtete, fühlte sich hingegen anscheinend davon nicht betroffen. Der gastgebende Horner Bürgermeister fand die nicht bestellte Festrede ebenfalls „unpassend“, da sie den Wiener Architektur-Streit vor dem seiner Meinung nach davon nicht betroffenen und festlich gestimmten Horner Publikum austrage.

Tatsächlich sparte der Redner nicht mit — berechtigter — Kritik am „neuen drapierten und toupierten Utilitarismus“. Als Beispiele nannte er den Beamtenloos des Architekten Czernin (Bundesamtsgebäude in Wien III), die neuen Ringstraßenhotels, die amerikanischen Charme mit Wiener Monumentalität verbinden, und das Hundertwasserhaus.⁵⁰⁾ In letzterem Fall wäre aber eine gewisse Differenzierung angebracht gewesen. Denn Friedensreich Hundertwasser, der übrigens seine ersten künstlerischen Gehversuche während seiner Gymnasialzeit in Horn unternahm⁵¹⁾, hat zwar mit seinem Gemeindebau zweifellos keine gute und zukunftsweisende „Architektur“ geschaffen, aber als bewohnbares — oder vielleicht auch nicht-bewohnbares — Kunstwerk bildet das Haus nicht nur eine optische Bereicherung des Stadtbildes, sondern auch eine Verwirklichung der ästhetischen Ideologie des Malers, der mit seinem „Verschimmelungsmanifest“ von 1958 und dem Aufsatz „Los von Loos“ 1968 zu einem der Wegbereiter der postmodernen Kritik am doktrinären Nachkriegs-Funktionalismus wurde.⁵²⁾ Guttenbrunner bezog sich mit seiner Kritik allerdings auf eine sehr einseitige Auswahl postmoderner Architektur und allein der Vergleich des Hilton Plaza mit der daneben befindlichen Bundespolizeidirektion beweist, daß schlechte Architektur kein Privileg der Postmoderne ist. Denn „gut“ oder „schlecht“ ist ja keine Frage des Stiles, sondern der Qualität. Es würde ja auch niemand behaupten wollen, Klassizismus sei „besser“ als Romantik oder gotische Architektur qualitätvoller als jene der Renaissance.

⁴⁹⁾ Jürgen Habermas, *Moderne und postmoderne Architektur*. In: Derselbe, *Die neue Unübersichtlichkeit. Kleine Politische Schriften V* (Frankfurt/Main 1985) S. 11-29.

⁵⁰⁾ Sterk, *Bauen in Wien* (wie Anm. 18) S. 123 f., 141 f.

⁵¹⁾ Friedrich Stowasser 1943-1949, *Ausstellungskatalog Albertina* (Wien 1974) JWS. 74 ff.

⁵²⁾ Wieland Schmied, *Spirale gegen Linie. Hundertwasser und die Rückkehr des Ornaments*. In: Sottriffer, *Das größere Österreich* (wie Anm. 21) S. 462-465.



Abb. 7: Ensemble der Vulgärpostmoderne: Renaissancehaus und Neo-Neo-Renaissance-Fassade (1987) auf dem Kirchenplatz in Horn
(Foto: Friedrich Polleroß, Neupölla)



Abb. 8: Ensemble der Vulgärmoderne: Getreide- und „Beamtensilo“ (1986) in der Horner Prager Straße
(Foto: Friedrich Polleroß, Neupölla)

Diese Erkenntnis läßt sich jedoch auch im Waldviertel gewinnen, da die Postmoderne schneller als seinerzeit die Moderne und schneller, als es Ernst Gehmacher lieb sein mag, die Provinz erreicht hat.⁵³⁾ Das prominenteste Beispiel „am Platz“ bildet die neue Horner Sparkasse⁵⁴⁾, deren Neohistorismus mit einer Neo-Neo-Renaissance-Fassade samt „echtem“ Sgraffito von 1565 (Abb. 7) zwischen Wien und Amsterdam wohl einzigartig ist und vielleicht nur vom Getty-Museum in Kalifornien übertroffen wird. Mit der Sparkasse sowie dem Bundesamtsgebäude in der Pragerstraße (Abb. 8) verfügt die Waldviertler Stadt über zwei fast gleichzeitig entstandene Beispiele der Moderne und der Postmoderne, deren einziges Positivum die abschreckende Wirkung ist.⁵⁵⁾ An Provinzialismus halten die Horner „Staatsarchitekten“ also ebenso locker mit ihren Wiener Kollegen mit wie jene mit dem Auftragsmonopol in der Provinz. Während aber in Wien der Bürgermeister zuletzt auch den Malern Brauer und Kumpf Aufträge für eine „Gartenzweig-Architektur“ gab, hat man in Horn anscheinend aus den Fehlern gelernt. Schweighofers qualitätvolle Architektur des Vereinshauses bietet mit ihrer Kombination von postmodernem Historismus und Sinnlichkeit sowie den modernistischen Formen genau die richtige Antwort auf die oben genannten Erscheinungen der Vulgär-Moderne sowie der Vulgär-Postmoderne. Das im Horner Kulturbrief euphorisch als „gelungene Verbindung von Tradition und Fortschritt, von alt und neu“ gefeierte Bauwerk könnte also gewiß nicht nur in der „Provinz“ beispielhaft werden.⁵⁶⁾

Neben der also durchaus nach Horn passenden Architektur-Diskussion leistete sich Festredner Guttenbrunner jedoch einige „Unpäßlichkeiten“⁵⁷⁾, die wohl seiner Kärntner Abstammung anzulasten sind. Denn 50 Jahre nach der Umwandlung des Katholischen Vereinshauses in ein „Deutsches Haus“ von „uns Österreichern — als Deutsche, die wir sind,“ zu sprechen, ist ebenso unangebracht, wie die Arbeit Hundertwassers als „Kunstjauche“ abzuqualifizieren — 50 Jahre, nachdem die Nationalsozialisten u. a. die Architektur, auf die sich Schweighofer bezieht, als „entartet“ diffamiert hatten. Solche Rückgriffe auf schon längst vergangen geglaubte Zeiten scheinen zunächst eine Taktlosigkeit des Architekten und

⁵³⁾ Siehe dazu u. a. Georg Thurn, Neues Bauen im ländlichen Raum. In: Raumordnung aktuell 3/1983, S. 10-11. — Karl-Heinz Krüger, „Die Republik im Lodenmantel“. In: Der Spiegel 38. Jg. Nr. 3 vom 16. Jänner 1984, S. 144-154. — Wolfgang Kaitna, Ortsbild zwischen Regionalismus und Heimatstil. In: Dieter Bogner (Hg.), Kunst und Ökologie. Zum Kunstverständnis in der Ökologiebewegung. Materialien zu einer latenten Kunstdiskussion (=Kunstforum 93/1988) S. 143-148. — Friedrich Polleroß, Ein Lehrbuch für postmodernes Bauen auf dem Lande: Johann Kräftner, Naive Architektur II. Buchbesprechung. In: Das Waldviertel 37 (1988) S. 72-76. — Wolfgang Bachmann/Ulrich Wozniak, Die Provinz leuchtet. In: Zeitmagazin Nr. 46 vom 11. November 1988, S. 24-36.

⁵⁴⁾ Die Geschichte des Hauses ist ein klassisches Beispiel für die wechselnde Mode. Denn das anstelle eines Renaissancehauses von 1565 in den Jahren 1962/63 „modern“ gebaute Haus wurde damals als „wohl gelungen, unserer Zeit entsprechend, wohl auch für die nächsten 100 Jahre“ passend bezeichnet. Doch schon 1976 kam es zu einer „Fassadenkosmetik“ und 1986/87 zur „Anpassung der Fassade“ an das Ensemble, wobei man sich anscheinend den protzigen Historismus des Sparkassenhauses vom Ende des 19. Jahrhunderts zum Vorbild nahm: 125 Jahre Sparkasse der Stadt Horn, Festschrift (Horn 1987) S. 62 ff.

⁵⁵⁾ Zur Kritik am Bundesamtsgebäude siehe u. a.: Karl Müllauer, Neues Amtsgebäude wird heftig kritisiert. Bund läßt für Gendarmerie „Schießscharten“ einbauen. In: NÖN/Horner Zeitung Nr. 4 vom 24. Jänner 1985, S. 4.

⁵⁶⁾ In einer ersten Kritik des Gebäudes wurden daher sowohl Schweighofers „lebendige Tradition der Moderne“ und der „kenntnisreiche, bewußte, aber kräftige, freie Umgang mit bestehender Substanz“ als auch das „Wechselspiel gegenseitiger Befruchtung“ von Hauptstadt und Provinz gewürdigt: Walter Zschokke, Ein festlich Haus. Städtische Architektur in Horn. In: Die Presse vom 11./12. Februar 1989, S. XIII.

⁵⁷⁾ Karl Müllauer, Vereinshauseröffnung knapp am Eklat vorbei. In: NÖN/Horner Zeitung Nr. 3 vom 19. Jänner 1989, S. 6.

seines Apologeten zu sein, sind aber vielleicht von tieferer Bedeutung. Denn südlich der Alpen war bekanntlich der Doktrinarismus der modernen Kunst schon seinerzeit eine enge Verbindung mit dem Doktrinarismus einer autoritären Politik eingegangen.⁵⁸⁾

Die Festschrift zur Eröffnung: ein „Baustein“ zur Stadt- und Kulturgeschichte

Mit seinem Rückzugsgefecht für die vor 100 Jahren erstmals proklamierte und vor 80 Jahren von Adolf Loos in Wort und Tat realisierte „Moderne“⁵⁹⁾ und der Ablehnung der inzwischen auch schon nicht mehr ganz neuen Postmoderne hat der Festredner jedoch durchaus eine ebenso lange wie provinzielle Tradition des Vereinshauses fortgesetzt. Dies zeigt ein Blick in die Chronik des Hauses, deren ersten Teil Erich Rabl in der anlässlich der Eröffnung von der Stadtgemeinde herausgegebenen Festschrift geschrieben hat. Er stellt die Geschichte des Bauwerkes in einen ausführlichen historischen Kontext, beginnend von der Situation der Stadt um 1900 über die Schilderung des christlichsozialen Lagers bis zur Beschreibung des „Christlichen Arbeitervereines“, des ursprünglichen Besitzers des Vereinshauses. Die Baugeschichte des Hauses im Jahr 1908 als prachtvoller Mittelpunkt eines historistisch-sezessionistischen Neubauviertels⁶⁰⁾ wurde ebenso sorgfältig recherchiert wie die Lebensgeschichte des eigentlichen Bauherren und Arbeiter-Seelsorgers P. Benedikt Frey, eines typischen Vertreters des politischen Katholizismus dieser Zeit.⁶¹⁾

Der zweite Abschnitt unter dem Titel „Historische Streiflichter“ beschränkt sich hingegen auf die wichtigsten Notizen zur Hausgeschichte von 1909 bis 1988. Die eigentliche Geschichte des Vereinshauses bleibt also noch zu schreiben. Sie ist aber keineswegs weniger interessant als die Entstehungsgeschichte, und ein Blick in die Zeitungen der Zwischenkriegszeit zeigt, daß das Vereinshaus als zentrale Kulturinstitution auch immer wieder in die politische Diskussion geriet. Unter dem Titel „Parteipolitik und Kunst“ kritisierte z. B. ein anscheinend liberal gesinnter Bürger 1924 die provinziell-konservative Kulturauffassung der Vereinshausverwaltung: *Will man in Horn irgend eine Kunstveranstaltung abhalten, dann ist das für den Veranstalter kein Leichtes, denn es steht ihm nur ein einziger Saal im katholischen Vereinsheim zur Verfügung (...), doch muß er vorher mehrere Bedingungen erfüllt haben. Erstens muß er unbedingt rein arischer Abstammung sein. Zweitens muß er unbedingt seine Weltanschauung der des Horner Klerus unterordnen, drittens muß er sich verpflichten, nichts was an das Moderne (auch wenn es Kunst ist) grenzt, zu bringen, (...).* Als nun ein Sängerpaa von Namen beim Verwalter, Pater Paulus, wegen eines Konzertes anfragte, scheiterte dies schließlich an der *heiklen Programmfrage. Denn gleich bei der ersten Nummer wurde er stutzig und wieder verfinsterten sich seine Züge. „Lied aus dem Kuhreigen“ von Kienzl hieß es da! — Wieder und immer wieder liest es der biedere Pater: „Kuhreigen“ ... uhreigen ... hreigen ... Reigen! Da haben wirs, das Unglück ist fertig!*

⁵⁸⁾ Wolfgang Pehnt, Die korrumpierbare Moderne. Rationalismus und Faschismus in der italienischen Architektur. In: Pehnt, Der Anfang der Bescheidenheit (wie Anm. 43) S. 129-133.

⁵⁹⁾ Günther Dankl, Die „Moderne“ in Österreich. Zur Genese und Bestimmung eines Begriffes in der österreichischen Kunst um 1900 (=Dissertationen zur Kunstgeschichte 22. Wien — Köln — Graz 1986) S. 7. — Adolf Loos, Ornament und Verbrechen. In: Trotzdem 1900-1930, Reprint von 1931 (Wien 1988) S. 79.

⁶⁰⁾ Werner Kitlitschka, Historismus & Jugendstil in Niederösterreich (St. Pölten — Wien 1984) S. 112 f.

⁶¹⁾ Vgl. dazu z. B. die Biographien zweier aus Altpölla stammenden Geistlicher: Franz Xaver Ohrfandl (1862 bis 1936) — „Der Agrarpolitiker“ und P. Theobald (Josef) Deutner (1889-1951) — „Der Politiker“. In: Josef Zimmerl, Bedeutende Persönlichkeiten aus der Pfarre Altpölla. In: Friedrich B. Pölleröb (Hg.), Geschichte der Pfarre Altpölla 1132-1982 (Altpölla 1982) S. 312-317 und S. 320-323.

Reigen (natürlich eine Verwechslung mit „Reigen“ von Schnitzler)! „Das ist ja dieser Mann, der soviel Unangenehmes von sich reden machte“, war der entsetzte Ausruf des Paters. Umsonst die Beteuerung, daß Kienzl auch den „Evangelimann“ komponiert hat, umsonst alle Versicherungen, der Hüter der Horner Kunststätte (...) blieb düster. So geschehen zu Horn im August 1924.⁶²⁾

Diese Betonung der christlich-deutschen Kultur und der Kampf gegen alles, was als nicht so bodenständig-konservativ und spießbürgerlich galt, war schon im politischen Programm des Arbeitervereines 1906 festgelegt: „Jeder ehrliche Arbeiter, der auf seinen christlichen Namen noch etwas hält und sich nicht von den stammesfremden Juden als Judenschutztruppe verwenden lassen will (...), der trete in den Christlichsozialen Arbeiterverein in Horn ein.“⁶³⁾ Unter diesen Umständen und gerade im Zeichen der anbrechenden „Gegenreformation“ der österreichischen Kirche kann man dem Wunsch des Altenburger Abtes im Vorwort der Festschrift — „die christlichen Werte der Gründer müssen die Grundlage bleiben, damit dieses Haus Träger und Vermittler menschlicher Kultur (...) sein kann“ — allerdings nur bedingt zustimmen.

Denn über den Antisemitismus war der Weg vom „deutschen Christentum“ zum nationalsozialistischen Rassismus nicht weit. Dies beweist auch ein nur zwei Jahr später, 1926, in derselben Zeitung erschienener Protestbrief, in dem ausdrücklich die kulturpolitische Zusammenarbeit christlicher und nationaler Kreise gefordert wird: *Horn tanzt modern. Also auch unsere Stadt wird in absehbarer Zeit einen modernen Tanzkurs haben! Auch unseren jungen Leuten wird Gelegenheit geboten werden, jene reizenden Tänze nachzuäffen, die von jenen noch reizenderen Negern stammen, die während der Ruhrbesetzung deutsche Frauen und Männer schändeten. Auch unserer Jugend soll es beigebracht werden, daß der Straußsche Walzer ein veralteter Unsinn und der ihn tanzt, ein unmoderner, der Lächerlichkeit preiszugebender Spießler ist. Auch unsere Jugend soll in Zukunft ihre erotischen Gefühle im Ballsaale befriedigen.* (Dieser Vorwurf würde übrigens seinerzeit auch gegen den Walzer erhoben!) Der Schreiber hofft jedoch, daß dies noch verhindert werden kann. *Wir sind überzeugt, daß der noch nicht ostgalizisch angekränkelte Sinn unserer Bevölkerung zum Durchbruch kommt und dieser Tanzkurs von Jedem, unbeschadet der politischen Richtung, gemieden wird. Ebenso überzeugt sind wir, daß das katholische Vereinshaus seine Pforten diesem Tanzkurs nicht öffnen wird. Und als Selbstverständlichkeit erscheint es uns, daß alle Vereine Horns, die sich mit Jugenderziehung befassen, so besonders der Deutsche und der Christlichdeutsche Turnverein ihren Mitgliedern den Besuch dieses Kurses verbieten. (...)* *In lobenswerter Weise hat der Deutsche Turnverein seinen Turnerinnen den „Bubikopf“ — auch keine deutsche Errungenschaft — verboten. Also verbiete er seinen Mitgliedern auch diese Tänze! Denn Rassenreinheit, nicht Rassenverwässerung ist das Leitwort völkischer Vereine.⁶⁴⁾*

Zehn Jahre später wurde den Horner Schülern von einem Mitglied des Christlich-deutschen Turnerbundes der angeblich „unpolitische“ Lichtbildervortrag „Wider das rituelle Schächten von Tieren“ gezeigt, und noch einmal zwei Jahre später war das Vereinshaus nicht mehr „christlich-deutsch“, sondern nur mehr „deutsch“, und die Horner Juden

⁶²⁾ Landzeitung Nr. 36 vom 4. September 1924, S. 13.

⁶³⁾ Erich Rabl, Vom katholischen Vereinshaus zum städtischen Veranstaltungszentrum. In: Vereinshaus Horn (wie Anm. 25) S. 23.

⁶⁴⁾ Landzeitung Nr. 9 vom 4. März 1926, S. 18.

mußten binnen 24 Stunden die Stadt verlassen...⁶⁵⁾ Die Nachricht vom Lichtbildervortrag findet sich neben zahlreichen anderen mehr oder weniger wichtigen Begebenheiten in einer Sammlung von persönlichen Erinnerungen an das Vereinshaus, die Ulrike Kerschbaum als zweiten Teil der Festschrift zusammengetragen hat.⁶⁶⁾ Dieser Abschnitt ersetzt zwar die wünschenswerte Gesamtgeschichte des Hauses nicht, bietet aber doch ein recht farbiges Bild von der Vereinshaus-Kultur und politischen Un-Kultur zwischen 1908 und 1986. Der Bogen reicht von Besuchen Bürgermeister Luegers über Theater- und Filmaufführungen, Silvesterfeiern und Bälle, Modeschauen und Ausstellungen bis zu politischen Veranstaltungen. Schade ist nur, daß die beiden historischen Beiträge nicht reichhaltiger bebildert werden konnten, um auch einen optischen Eindruck der Vereinshaus-Kultur früherer Zeiten zu vermitteln.

Den zweiten Teil der Festschrift bilden die schon in unserem ersten Abschnitt behandelten Beiträge zur Geschichte des neuen Hauses vom Architekten Anton Schweighofer, der Malerin Maria Biljan-Bilger und dem Meinungsforscher Ernst Gehmacher. Einige Pläne sowie Fotos vom Umbau und Aufnahmen des fast fertigen Hauses ergänzen diese Artikel. Die von Anton Kurz ansprechend gestaltete Festschrift stellt also trotz ihrer Unvollständigkeit einen informativen Beitrag nicht nur zur Stadtgeschichte von Horn, sondern auch zur Kulturgeschichte des Waldviertels dar.

Und die Horner, die in den 20er Jahren Bubikopf und Charleston als zu modern ablehnten, haben 60 Jahre danach doch noch das Weiß des „Neuen Bauens“ vor die in den letzten Jahren postkartenbunt aufgemascherlten Fassaden geknallt bekommen. Aber wer (den Guttenbrunner) nicht hören will, der muß (den Schweighofer) sehen!

Für Hinweise und Unterstützung sei Herrn Univ.-Prof. Anton Schweighofer, Bgm. Dir. Karl Rauscher und Dr. Erich Rabl herzlich gedankt.

⁶⁵⁾ Erich Rabl, Die jüdische Bevölkerung Horns: vertrieben und ausgelöscht. In: Horner Kalender 1989 (Horn 1989) S. 18 ff.

⁶⁶⁾ Ulrike Kerschbaum, Da war ich auch dabei... In: Vereinshaus Horn (wie Anm. 25) S. 45-61.



1. Vereinigte Waldviertler Molkereigenossenschaft

reg.Gen.m.b.H.

**3950 GMÜND, Hans Czettel-Straße 2
Telefon 028 52/42 42-0**

Journalistische Inspektionsreisen Der Sozialreporter Max Winter im Waldviertel

Politische und soziale Probleme des Waldviertels und seiner Bewohner waren in der Geschichte des österreichischen Journalismus nur selten Thema ausführlicher Berichterstattung der bundesweit erscheinenden großen Blätter. Von feuilletonistischen Erinnerungen an angenehm verbrachte Sommerfrischen abgesehen, widmeten sich die bekannten Journalisten des Landes durchwegs anderen Fragen und Regionen. Ich will anhand zweier größerer Arbeiten des österreichischen Erfinders und Genies der Sozialreportage Max Winter einerseits den Beitrag zur Alltagsgeschichtsforschung, zum Studium historischer Arbeitswelten, und andererseits seine ganz spezifische journalistische Vorgehensweise, die sich eng an wissenschaftliche Verfahren anschließt, untersuchen. Beide können durchaus auch als typisch für Winters Oeuvre gelten, auch wenn sie vor allem eine seiner vielen Facetten, die des Berichterstatters der Arbeitswelt und des Alltags eben, reflektieren. Um eine Analyse der Reportagen durchführen zu können, muß das biographische, mediale und journalistische Umfeld untersucht werden. Erst dann kann die Behandlung im entsprechend gesicherten Kontext erfolgen. Die Arbeiten sind 1902 („Bei den Waldviertler Hauswebbern“) und 1905 („Bei den Waidhofener Sengsschmieden“) entstanden und in der „Arbeiter-Zeitung“ erschienen. Ich will einer „Waldviertler Geschichte“ eine Reportagenserie über soziale Zustände in Waidhofen an der Ybbs gegenüberstellen. Ähnliche wirtschaftliche und politisch-strukturelle Hintergründe sowie die thematische Nähe sichern ein hohes Maß an Vergleichbarkeit.

Max Winter wurde 1870 in Tárnok (Ungarn) als Sohn eines Eisenbahnbeamten geboren. Das Gymnasium schloß er nicht ab, sondern begann eine kaufmännische Lehre. 1891 stieß er zum Journalismus. Victor Adler wurde auf ihn aufmerksam und engagierte ihn für die „Arbeiter-Zeitung“ (1895), für die er bis 1933 mehr als 1000 Reportagen verfaßte. Er blieb aber nicht „Nur-Journalist“, sondern wurde auch Politiker. 1908 kandidierte er für den Wiener Landtag, drei Jahre später wurde er in den Reichsrat gewählt. Der Höhepunkt seiner politischen Karriere war gewiß das Intermezzo 1918/1919 als Wiener Stadtrat und Vizebürgermeister. Innerhalb der Sozialdemokratischen Partei tendierte er zum gemäßigten, rechten Flügel um Karl Renner. 1923 legte Winter das Amt des Vizebürgermeisters zurück, um wieder mehr Zeit für den Journalismus und seinen Kampf gegen das Kinderelend zu haben. Es blieben ihm immer noch Funktionen als Obmann der Kinderfreunde, Mitglied des Bundesrates (ab 1925) und Vorsitzender der Sozialistischen Erziehungszentrale. Er wurde Chefredakteur der neugegründeten sozialistischen Frauenzeitung „Die Unzufriedene“. 1930 zog er sich aus diesen Ämtern zurück, emigrierte nach den Februarkämpfen des Jahres 1934 nach Südamerika und später ins Exil in die USA, was für ihn den Niedergang seiner Ideen und Initiativen brachte. Er nahm seine Reportertätigkeit zwar wieder auf, aber nur wenig ist erhalten geblieben. Er wollte Zeitungen oder Zeitschriften gründen, scheiterte aber aus finanziellen Gründen. Auch seine Initiativen zum internationalen Kinderaustausch fruchteten nicht. Um überleben zu können, hielt er Vorträge und schrieb Drehbücher. Am 13. Juli 1937 starb er nach einer Operation in Hollywood. Am 17. September 1937 wurde er in Wien am evangelischen Friedhof am Matzleinsdorferplatz beigesetzt. Helmut Strutzmann schildert dieses Begräbnis als letzte politische Manifestation: „Hunderte

Gesinnungsfreunde — die jetzt in der Illegalität leben — nehmen an der Trauerfeierlichkeit teil. Die Polizei ist mit schußbereiten Maschinenpistolen dabei. Die Zeremonie wird zu einer gespenstischen Handlung. Zu einer der letzten — wenn auch versteckten — Demonstrationen der Sozialdemokraten vor dem Einmarsch Hitlers. Sechs Monate später existiert der unabhängige Staat Österreich nicht mehr. Die Erste Republik ist ausgelöscht.“ Auf dem Grabstein des 1930 zum Ehrenbürger der Stadt Wien ernannten Max Winter stehen die Worte:

„Sein Wort sprach für Freiheit und Recht
Seine Feder diente den Verkannten und Enterbten
Sein Herz aber schlug für die Kinder“

Es ist wichtig, die Biographie des Autors dieser Sozialreportagen zu kennen. Natürlich war Max Winter Parteijournalist. Seine Arbeiten sind von der Parteinahme für die Betroffenen geprägt. Die distanzierte Beschreibung der Not, des Hungers, des Elends und der Ungerechtigkeit waren nicht seine Sache. Er sah die Lösung der beschriebenen sozialen Probleme in der politischen Organisation, im gemeinsamen Auftreten. Und er glaubte an seine Partei als idealen Ort für diese Menschen. Die Reportage ist das Genre für subjektiven Journalismus, auch wenn sie durch genaue Recherche objektiv wird, weil der Reporter selbst durch die Recherchen automatisch zu einem Teil der Geschichte wird, die er beschreibt. Aber — und das ist in allen seinen Sozialreportagen nachvollziehbar — er versucht nicht, aus diesen Arbeiten direkt parteipolitische Vorteile zu ziehen. Zu tief ist sein Mitgefühl, zu groß die Achtung vor der wirklichkeitsgetreuen Wiedergabe des Gesehenen, Gehörten und Erlebten. Das nimmt den Reportagen auch jenen Beigeschmack, den Parteijournalismus zumeist hat. Winter beschrieb die Ziele guten Tageszeitungsjournalismus' in drei Axiomen: 1. Veröffentlichung aktueller Berichte zum Tagesgeschehen; 2. Weckung von Betroffenheit, um Identifikation möglich zu machen und schließlich 3. Agitation, wo sich mehrere ursächlich zusammenhängende Fälle häufen.

Winter ordnete seine Arbeit diesen Zielen völlig unter. Er trachtete im Gegensatz etwa zu Egon Erwin Kisch nicht nach dem kommerziellen Erfolg der Reportagen. Das Erreichen der Zielgruppe und die Verbesserung der angeprangerten Mißstände waren ihm wichtiger. Dabei hat seine Form des Journalismus ausreichend Attraktionen zu bieten, um — in einem anderen medialen Umfeld publiziert — auch kommerziell höchst erfolgreich zu sein. Denn: Max Winter betrieb keinen Schreibtischjournalismus. Damit meine ich, daß er wie wohl kein anderer Journalist seiner Zeit „Reporter“ war, also einer, der sich nicht auf das vorbereitete Aussendungsmaterial der Agenturen, der betreffenden Stellen und Institutionen verlassen hat, der sich die Wirklichkeit, über die er schreiben wollte, nicht von anderen schildern lassen wollte, sondern der es vorzog, selber Einsicht in die Wirklichkeit zu nehmen.

Dazu bedurfte es differenzierter Recherchemethoden, ausgeklügelter Informationsbeschaffungssystematiken. Winter war hier sehr erfinderrisch und originell in der Improvisation. Besonders in seinen Reportagen über das „dunkle Wien“, wo er sich mit den Lebensumständen der Armen, Kranken und Ausgestoßenen der Stadt beschäftigte, entwickelte er Rechercheformen, die Jahre später durch den ebenfalls einige Jahre bei der „Arbeiter-Zeitung“ schreibenden „rasenden Reporter“ Egon Erwin Kisch und seit den 60er Jahren durch Günter Wallraff berühmt geworden sind. Er perfektionierte das journalistische Fach der Rollenreportage, das es in so ausgeklügelter Weise vor Winter noch nicht gegeben hatte. Er verkleidete sich als Sandler, als Kanalstrotter, ließ sich mit anderen ins Polizeige-

fängnis werfen, verbrachte Abende in den Wärmestuben der Ärmsten, um authentisch darüber berichten zu können. Es ging ihm also darum, selbst wie einer derer behandelt zu werden, die er beschreiben wollte, und nicht als Journalist aufzutreten und eine gekünstelt unnatürliche Harmonie mit dem Hintergedanken an die „gute Presse“ vorgespielt zu bekommen. Er täuschte, um nicht getäuscht zu werden. Zudem ist es ein Unterschied, ob Vorwürfe von einem erhoben werden, der davon gehört haben will, oder von einem, der die inkriminierte Behandlung selbst am eigenen Körper erlebt hat. Erlebte Wirklichkeit ersetzt bei ihm erzählte Wirklichkeit. Seine Arbeiten waren denn auch zu seiner Zeit (und sind es in der gegenwärtigen Wiederentdeckungsphase) hochgeschätzt und wurden in Rezensionen besonders gelobt, etwa von Alfred Polgar.

In einer Rezension über Winters 1904 veröffentlichtes Buch „Das dunkle Wien. Strottgänge“ schrieb er: „Ein packendes und aufrevolutionierendes Buch. Ein Buch, in welchem der Gestank der Tatsachen durch keinen Tropfen literarischen Parfüms ästhetisch verfälscht ist.“ Das Buch versammelt Reportagen, die Winter zuvor in der „Arbeiter-Zeitung“ veröffentlicht hatte. „Strottgänge“ handelt wie „Das goldene Wiener Herz“ (1905) oder „Im unterirdischen Wien“ (1905) von Großstadthemen: Das soziale Elend, die verheerenden Lebensumstände der Obdach- und Arbeitslosen, der Sandler, der Kanalstrotter, mit denen er in den Katakomben der Großstadt nach verwertbaren Abfällen suchte. Es sind erschütternde Gegenbilder zu jenem verklärend-sentimentalen Kitschpanorama, das als k.u.k.-Wirklichkeit überliefert wird. Zugleich und vor allem aber sind sie Meisterstücke des österreichischen Journalismus, in denen richtungsweisend die Möglichkeiten und Grenzen des Genres Reportage ausgelotet werden. Er schrieb nicht über die Außergewöhnlichkeiten, sondern über die unspektakulären, leisen Themen, die ganz gewöhnlichen Sensationen des Alltags. Aber er machte aus ihnen Expeditionen in den Lesern unbekannte Welten. Er suchte die Menschen auf, über die er schrieb, er sprach und lebte mit ihnen. So überwand er die Distanz eines bloß registrierenden und wurde zum anteilnehmenden Beobachter auf Zeit.

Um nicht als Journalist erkannt zu werden, bediente er sich des Rollenspiels, wie er es in einer Reportage beschrieb: „Ich hatte Elendsmaskerade angelegt: den Kragen meines alten Lodenspenzers aufgestülpt — den verstaubten Filz in die Stirn gedrückt, die Hände in den Taschen der Sommerhose vergraben, so stehe ich dort und friere in den Füßen, die Halbschuhe bekleiden. Im Gesicht glühte ich. Der Geruch des Elends umfängt uns. Ob es die anderen noch riechen? Mir verschlägt das Gemisch von Fuseldunst, Schweißgeruch und der Ausdünstung alter Wäsche und Kleider eine Weile den Atem.“ Die Rollenreportage gewann bei Winter ihre zentrale Bedeutung. So ließ er sich, um die Polizeipraktiken gegenüber Sndlern authentisch beschreiben zu können, als Sandler verkleidet in den Arrest werfen, arbeitete als Statist in der Hofoper, als Kulissenschieber im Burgtheater. Da wird Erfahrung aus erster Hand vermittelt, ungebrochene und dennoch stellvertretend für die Leser durchaus subjektiv erlebte Wirklichkeit. So beschrieb er als ein Wallraff der Monarchie die inoffizielle Realität der Großstadt, den Alltag der Monarchie von unten. Die beiden vorliegenden Reportagen sind keine Rollenreportagen. Sie gehören zum zweiten Standbein des reichhaltigen und facettenreichen Werkes Max Winters, der ja zudem noch literarisch tätig war, Romane und Dramen verfaßte, politische Broschüren schrieb, Zeitungen gründete und herausgab. Sie gehören zu den „wissenschaftlichen Sozialreportagen“, einer journalistischen Form, die Winter bereits vor der Jahrhundertwende entwickelt hatte. Er unternahm Wanderungen zu den mährisch-schlesischen Webern und den böhmischen

Fabrikarbeitern, schrieb Industriereportagen aus der Steiermark, über Holzknechte, Porzellanarbeiter, aus der Glasindustrie, dem Lagerhaus etc.

1902, Winter ist 32 und auf dem Höhepunkt seiner journalistischen Kreativität, schreibt er in der „Arbeiter-Zeitung“ eine seiner großen Reportagen über die Arbeits- und Lebensumstände der Waldviertler Weber. Die Reportage ist sehr lang und ausführlich. Sie wird in vier Teilen (am 3., 5., 6. und 13. September 1902) — jeder zwei großformatige Zeitungsseiten lang — veröffentlicht. Im sonst unspektakulären Layout fallen auf den ersten Blick die vielen Tabellen und Statistiken auf. In der Analyse wird die Logik der Reportage, ihre Komposition auf jene vier Teile klar. Der erste Teil führt in den sozialpolitischen Kontext ein, in die politische, wirtschaftliche Lage der Region. Die Struktur der Weberei wird beschrieben, die Gründung einer Genossenschaft und ihre Unfähigkeit, die Misere der Weber zu beenden. Winter präsentiert auch den dafür politisch Verantwortlichen. Um ihn und seine Geschäftsführung geht es dann auch im zweiten Teil der Reportage. Der dritte und vierte Teil sind das reporterische Kernstück. Winter besucht die Weber, spricht mit ihnen über ihre Wohnsituation und die soziale Rechtlosigkeit. Ihre Ausweglosigkeit erschüttert. Er begegnet auf seiner „sozialen Wanderung“ den kranken Frauen und Kindern, den überarbeiteten Männern. Die Merkmale der stilistischen Umsetzung: viele Zitate, direkte Rede, Authentizität, unmittelbar Erfahrenes, Geschildertes, Geklagtes.

Die Reportagenserie erscheint unter der Rubrik „Sozialpolitik“. Winter präzisiert am Anfang, wie er zu diesem Thema gekommen ist. In der letzten Landtagssession war während der Budgetdebatte die Rede auf die christlichsoziale „Produktivgenossenschaft der vereinigten Weber im niederösterreichischen Waldviertel“ gekommen. Ihr Zweck sei es, „die wirtschaftliche Lage der Handweber durch Hebung des Verdienstes und Erwerbes zu fördern“. Die Genossenschaft war 1899 gegründet, der christlichsoziale Abgeordnete und Gemeinderat Axmann zum Direktor bestellt worden. Der Landtag subventionierte großzügig, die Genossenschaftszentralkasse unterstützte die Neugründung mit einem günstigen Darlehen. Bei der Debatte wird behauptet, daß sich die Situation für die Weber erheblich gebessert hätte, als Zeuge wird ein Bericht des regionalen Gewerbeinspektors herangezogen. Winter belegt in seiner Arbeit, daß die Berichte des Inspektorates falsch sind: „Woher der Gewerbe-Inspektor diese Daten haben kann, wird dem kein Geheimnis bleiben, der sich ein wenig um das Los der Weber bekümmert hat.“ Das Problem sei keineswegs marginal. Es betrifft immerhin 12 000 Weber. Durch die Einführung mechanischer Webstühle ist ihre Arbeitskraft unbedeutend geworden. Sie müssen mit Preisen konkurrieren, die sie nicht halten können. Das heißt, sie sind billig und müssen billig sein, aber sie können davon nicht leben. Den Übergang, bis sie in anderen Bereichen arbeiten können oder selbst mit Maschinen produzieren, sollte die Genossenschaft erleichtern, daran sei sie aber gescheitert. Sie sei lediglich an die Stelle der vielen Faktoren, für die die Weber früher arbeiteten, getreten und habe deren Agenden zentralisiert. Damit führe kaum noch ein Weg an der Genossenschaft vorbei, die sich aber weigere, den Webern höhere Löhne zu zahlen oder zumindest für eine gerechtere Verteilung der Arbeit zu sorgen.

Um die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu untersuchen, will Winter Einsicht in die Bilanzen der Genossenschaft nehmen. Er schildert die Schwierigkeiten, die ihm dieser Versuch einträgt. Er besucht schließlich den Obmann der Genossenschaft, einen Herrn Breitenseher in Hirschbach, den er als „die typische Provinzausgabe eines christlichsozialen Agitators“ bezeichnet und so beschreibt: „Er ist Bürgermeister von Hirschbach, zugleich Postmeister und, da er dank dieser beiden Aemter auch eine eiserne Kasse hat, Kassier der

Raiffeisenkasse und schließlich wurde er als einer der größten Fabrikanten und Faktore auch noch Obmann der Produktivgenossenschaft (...)“, wodurch sich sein Einfluß und seine Macht über die Weber potenziert habe. So nimmt es denn auch nicht wunder, wenn sich v. a. Faktore aus dem unmittelbaren Einflußbereich Breitensehers der Genossenschaft angeschlossen haben, nicht aber solche aus anderen Waldviertler Gebieten. Dort sind die Beitritte weit hinter den Erwartungen zurückgeblieben.

Im zweiten Teil der Reportage befaßt sich Winter mit der Geschäftsgebarung durch den Genossenschaftsdirektor Axmann. Er zeigt sich als Experte im Lesen und Entschlüsseln der Bilanzen, weist überhöhte Regiebeträge nach, die den Verdacht widmungsfremder Verwendung für politische und freundschaftliche Zwecke zulassen und erhärten. Er belegt schließlich, daß vor allem die Genossenschaftsfunktionäre profitiert haben, aber nicht die Weber, für die die Genossenschaft ja eigentlich gegründet worden war. Er kritisiert auch im Geschäftsbericht, daß zuwenig kaufmännische Initiative hinter der Geschäftsführung Axmanns liege, daß diese Inaktivität letztlich nur auf Kosten des schwächsten Gliedes in dieser Kette gehe. Und er empfiehlt ihm am Ende dieses zweiten Teiles: „Gehen Sie einmal in die Hütten, Herr Axmann, und nehmen Sie ihren Vertheidiger im Landtag, Herrn Geßmann mit, damit auch er Zeuge werde des Hungers Ihrer Schützlinge! Nicht die Faktore fragen Sie, sondern die Weber und Sie werden furchtbare Dinge hören und sehen. Verdriest Sie allein der Weg, dann folgen Sie uns.“

Der Hinweis „Ein Schlußartikel folgt noch“ am Ende des zweiten Reportageteils läßt darauf schließen, daß ursprünglich nur an einen weiteren Teil gedacht war. Auch der größere zeitliche Abstand zeigt, daß die letzte Folge noch extra nachgeschoben worden war. Über die Gründe dafür liegen keine Unterlagen vor, vermutlich erwartete man von diesem Nachziehen eine Auffrischung der Thematik und eine Vertiefung der angestrebten Wirkung. Kommen wir aber zunächst zum dritten Teil der Reportage, in der Winter seine Begegnung mit den Webern beschreibt, mit ihren Hütten und den Familien, der harten Arbeit und den geringen Einkünften, die — den Einnahmen der Funktionäre, wie sie in den ersten Teilen veröffentlicht worden waren, gegenübergestellt — besonders zynische Züge erhalten und wohl auch erhalten sollten.

Mit dem Untertitel „In den Webstuben“ beginnt der dritte Teil der Reportage. Darin bedient sich Winter der Recherchemethoden der teilnehmenden Beobachtung sowie der Befragung und faßt seine Eindrücke in Form von Einzelfallschilderungen zusammen. Den vielen Einzelfällen — insgesamt sind es zwölf in den Teilen drei und vier — ist, bei allen individuellen Unterschieden, die Not und Aussichtslosigkeit gemeinsam. Letztlich auch bei dem etwas besser entlohnten Chenilleweber, der noch weniger mit der Maschine konkurrieren muß. Auffällig und wirkungsvoll gelingt die sprachlich virtuose Stimmungsführung mit dem Aufbau des Gegensatzes zwischen fast poetischen Landschaftsbeschreibungen und der realistischen Erzählung aus der Hütte und von der Arbeit des Webers. „Ueber die weichen sandigen Granitstraßen des nördlichen Waldviertels führt unser Weg. Jetzt bergauf, dann eben fort auf der Höhe, wieder ein Stück thalab, und dann liegen die zerstreuten Hütten Falkendorfs vor uns. Unwirthliches, hügelig zerrissenes Terrain, übersät von hunderten mächtigen Granitblöcken, die inmitten der ansteigenden Wiesen und Felder liegen, nimmt uns auf. Auf Feldwegen und über sumpfige Wiesen steuern wir einer der Hütten zu, in der ein Chenilleweber haust. (. . .). Er webt chenilledurchbrochene Vorhänge, wobei er einen Lohn von 90 Hellern erwirbt. (. . .). Ich sehe mich in der Stube um. Zwei große Betten, daneben ein Kinderbett, dienen der sechsköpfigen Familie als Liegerstatt. Zwei,

fünf, sieben und neun Jahre sind die Kinder alt und das fünfte ist auf dem Wege. Wie sie schlafen? ‚Alle hier!‘ Damit weist die Webersfrau auf den zusammengeschobenen schmutzigen Pferch der Betten. Der Vater, die Mutter und die Kinder! In wenigen Wochen werden hier auch die Wöchnerin liegen und der Säugling, und daneben wird der Vater mit doppeltem Eifer vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, beim Kienspan vielleicht, sitzen und weben und weben, um die erhöhten Auslagen durch erhöhte Einnahmen hereinzubekommen oder doch um die durch die Pflege der Wöchnerin und der Kinder verlorenen Stunden nachzuholen.“

Winter versteht es, in wenigen Worten emotional Situationen und Zustände zu skizzieren, das Mißverhältnis zwischen Arbeit und Lohn, zwischen dem Recht auf Glück und der Unmöglichkeit, es zu erreichen. „Resigniert greift er wieder nach der Schnellschnur und zieht und zieht 4000mal um einen Kreuzer. Als wir uns nach einer Stunde etwa anschickten, die Stube zu verlassen, sagte der Alte: ‚Daweil S’ da san, hab’ i grad ein’ Ketzler eing’schlag’n. Das ist ein Heller.‘“ Gegen Ende des letzten Teiles bricht Winter die Beschreibung der Einzelfälle ab. Seine Recherchen sind beendet. „Ich habe genug. Das, was schon in Wien bekannt war, fand ich in schlimmster Weise bestätigt; ich wußte nun, daß die Genossenschaft einer Reformation an Haupt und Gliedern bedarf, wenn sie ihren Zweck, den Waldviertler Webern ihr schweres Los auch nur ein wenig erträglicher zu machen, erfüllen will.“

Die Genauigkeit und Ausführlichkeit, mit der Winter immer wieder Löhne errechnet und sie ins Verhältnis zu den Preisen, die die Genossenschaft dafür bezahlt, setzt, mit der er Bilanzen überprüft, Namen und Orte nennt, zeigen, daß es ihm nicht darum geht, auf anonyme Schicksale hinzuweisen und diese schwarz-weiß-malerisch zu beklagen. Vielmehr sind die Nennung dieser harten Fakten Voraussetzung, um höchste Authentizität zu garantieren. Anders als die anonymen Berichte des Gewerbeinspektorates, die darum auch nicht überprüfbar sind, bieten seine Reportagen unablässig Beweise für die behauptete Ungerechtigkeit. Dazu bedarf es besonderer Präzision in der Recherche und in der anschließenden journalistischen Vermittlung. Die Stimmigkeit der Details ist dafür ebenso Voraussetzung wie die Untermauerung des zentralen Angriffspunktes. Denn an einer Kleinigkeit der Ungenauigkeit überführt zu werden, hätte die Reportage im ganzen angreifbar gemacht. Das Ziel solcher Arbeit ist klar und wird auch im letzten Satz deutlich: Aufklärung, Aufzeigen der Mißstände, um Verbesserung herbeizuführen. „Wenn diese Darstellung die Erkenntnis in den maßgebenden Kreisen fördert, dann hat sie ihren Zweck erfüllt“, heißt es am Schluß.

Ähnliche Stilmittel, vergleichbar in Aufbau und Komposition sowie Wirkungsabsicht, charakterisierten auch die zweite Reportage „Bei den Waidhofer Sengsschmieden“ (Arbeiter-Zeitung vom 8. 9. 1905 S. 5 f.). Sie ist mit mehr als einer großformatigen Seite ebenfalls relativ lang und behandelt das eigenartige Gemisch aus zünftlerischen und ökonomischen Zwängen, unter denen die Sensenschmiede leiden und das zugleich ihre Organisation erschwert.

Die Reportage beginnt mit der impressionistischen Zeichnung einer Sommer-Idylle. Der Journalist liegt auf einer wunderschönen Wiese rastend im Gras. Er schaut einem Mäher zu. „Schritt um Schritt, Strich um Strich rasierte er die Wiese um sein Krautfeld, Heu zu gewinnen für das Vieh. Der Nachbarsbub kommt dazu, ein zweijähriger Blondkopf, bausbäckig und schmierig, einen leichten Kittel nur am Leib, den kleinen Gummiball in der Hand. Mit bloßen Füßen stapft er über die frischgemähte Wiese.“ Und Winter wundert sich

über die Intensität seiner Beobachtung: „Noch nie vorher hatte ich einem Mäher so aufmerksam zugesehen. Hatte mich der Blick, den ich kurz zuvor in die Höllenwerkstatt da unten geworfen hatte, dazu verleitet?“ Mißtraue der Idylle, lautet seine Botschaft, denn: „Da unten, fünfzig Schritte von meinem Schattenplatz entfernt, machen sie ja die Sensen, dieselben Sensen, mit denen der ‚Sengsschmied‘ da oben jetzt so eifrig hantiert.“ Es folgt die sehr rhythmisch gehaltene Beschreibung des Arbeitsablaufs in den Sensenschmieden, das Mähen und das Schlagen der Hämmer, Synkopen, die „Weiter Weiter!“ signalisieren, zur Eile rufen, monoton immer wieder tönen: „Weiter, weiter“ und „Dukaten, Dukaten . . .“ Er beschließt diese Schilderung — die auch graphisch durch eine strichlierte Linie vom Rest der Reportage getrennt ist — mit dem Satz: „So der erste Eindruck.“ Mit dieser Zäsur macht er deutlich, daß selbst das Hingehen und Zuschauen, das „Sich-selbst-ein-Bild-machen-wollen“ nicht ausreicht, um Bescheid zu wissen um die ungeheure Komplexität der Erzeugung dieses Handwerkszeuges. Denn — so führt er weiter aus — eine Sense muß im Laufe ihrer Produktion durch 40 Händepaare gehen, durch ein ausgeklügeltes System spezialisierter Arbeitsteilung. Seine Recherchen führten ihn auch in die Archive und Bibliotheken. Um Bescheid über die Sensenschmiede zu wissen, holt er weit aus. Er beschreibt ihre Zunftbräuche, die Wanderschaft und Ausbildung ebenso wie das tapfere Verhalten dieser Berufsgruppe bei der Türkenbelagerung, wo sie mutig den Feinden entgegengezogen waren. Dazu zitiert er eine zeitgenössische Quelle, eine Flugschrift des 16. Jahrhunderts in Originalorthographie.

Daran anschließend folgt die Beschreibung der einzelnen Arbeitsschritte bei der Sensenproduktion, der Aufgabe der Zainheizer, der Hammerschmiede, der Warzenmacher, der Eßmeister und Rückenheizer etc. Die Arbeitsgänge und ihre Bearbeiter stellt er so vor und vergleicht ihre Tätigkeit dann mit dem kargen Lohn, der dafür bezahlt wird. Auch hier klagt er darüber, daß die zuständigen Herren sich nicht um das Schicksal ihre Arbeiter kümmern. „Ich hätte es gewünscht, daß mich die Herren Gewerken auf meinem Spaziergang von Werk zu Werk begleitet hätten. Da wären sie dann mit mir auch in die Dachkammer getreten, die ein Sandpolierer bewohnt, und hätten mit mir das Elend schauen können, das sie selber verschulden.“ Er spricht mit dem Sandpolierer über seine Wohnverhältnisse, sein Einkommen, die Eßgewohnheiten der Familie, seinen Tagesablauf und seine Wünsche und Hoffnungen. Die kurze, weil immer um dieselben Probleme kreisende Lebensgeschichte dieses Mannes, wird in einem knappen Dialog skizziert: Das Übermaß an Arbeit und die permanente Sorge, das bißchen Leben fristen zu können. Hier versagen die Bräuche und Traditionen der stolzen Zunft, hier werden Lebensschicksale der Chancenlosen beschrieben und zu einem Bild der absoluten Ausweglosigkeit summiert. Das heißt, ganz ausweglos ist die Situation nur im Moment der Beschreibung. In seinen letzten Sätzen zeigt er die Türe zumindest einen Spalt breit geöffnet — ein möglicher Ausweg aus der Misere?

„Das wichtigste Stück Vorarbeit: Erkennen der eigenen Lage, ist noch nicht ganz geleistet; aber es kann mit Genugtuung festgestellt werden, daß die Sensenarbeiter auf dem besten Wege dazu sind.“

Max Winter hat sich mehrmals mit dem Waldviertel auseinandergesetzt. Ein ganz anderer journalistischer Anlaßfall war zum Beispiel eine 1924 (28. 9., S. 8) ebenfalls in der „Arbeiter-Zeitung“ erschienene, behutsam-präzise und sehr schön geschriebene Reportage über „Das Lebenswerk eines Idealisten. Ein Gang durch das Krahuletz-Museum in Eggenburg“. Ich habe sie hier nicht nur aus Platzgründen nicht ausführlich behandelt, sondern auch, weil sie sich für eine vergleichende Analyse mit den ausgewählten Reportagen nicht

eignet. Denn die Reportagen aus der Arbeitswelt sind die für Winter typische Annäherung an das Waldviertel, die kulturellen Zugänge sind auf diese eine feuilletonistisch gehaltene Reportage reduziert.

Es sind besonders drei Aspekte, die die ausgesuchten Reportagen bedeutend machen: 1. Ihre intensive Rechercheleistung, 2. die Nähe und zum Teil Anwendung wissenschaftlicher Verfahren, 3. ihre alltags-, regional- und arbeitswelthistorische Bedeutung. Die hinter solcher Vorgehensweise stehende journalistische Philosophie beschrieb Winter 1914. Das wichtigste für den guten Journalisten sei die weitestgehende Authentizität, die persönliche Einsichtnahme in die Fakten und Umstände. „Die Redaktion ist nur Papier, das Leben ist draußen: Auf der Straße, in den Fabriken und Werkstätten, in den öffentlichen Gaststätten, in den Häusern und Wohnungen, auf den Sport- und Spielplätzen, in den Gerichtssälen, in den Polizeistuben, auf den Rettungswachen, in den Spitälern, Waisen- und Armenhäusern, in den Gefängnissen, in den Gemeindestuben, und es geht Tag und Nacht seinen Gang unter dem Pflaster, auf ihm und über ihm, und mitten im Strom dieses Lebens soll der richtige Berichtstatter schwimmen, er soll vor allem die Stadt kennen, in der er wirkt, und er soll all ihren tausend Geheimnissen, Ungereimtheiten, all' dem Unrecht und der Bedrückung, das in ihr Herberg hat, nachforschen, und er wird nicht fertig werden bis an sein Lebensende.“ Sein Lebenswerk legt Zeugnis davon ab, daß diese Imperative für ihn absolute berufliche Richtlinie geblieben sind.

LITERATUR

Stefan Riesenfellner, Der Sozialreporter: Max Winter im alten Österreich (Wien 1987).

Ders., Arbeitswelt um 1900. Texte zur Alltagsgeschichte von Max Winter (Wien 1988).

Hannes Haas, Die hohe Kunst der Reportage. Wechselbeziehungen zwischen Literatur, Journalismus und Sozialwissenschaften. In: Publizistik 3 (1987) S. 277-294.

Ders., Der Wallraff der Monarchie. Zum 50. Todestag des Reporters Max Winter. In: Wiener Zeitung vom 10. Juli 1987, Beilage Extra, S. 6.

Alfred Polgar: „Im dunkelsten Wien“. Erstmals erschienen in: „Wiener Allgemeine Zeitung“ vom 16. April 1904, S. 3; hier zit. nach: Alfred Polgar: Kleine Schriften. Band 4. Literatur. Hg. v. Marcel Reich-Ranicki in Zusammenarbeit mit Ulrich Weizierl (Frankfurt am Main-Olten-Wien 1984) S. 196-198.

Max Winter: Das schwarze Wienerherz. Sozialreportagen aus dem frühen 20. Jahrhundert. Hg. v. Helmut Strutzmann (Wien 1982).

DIE GUTE NACHRICHT:

**IHR GELD
BRINGT
WIEDER
GUTE ZINSEN.**

Mit dem Gewinnsparbuch der Länderbank.

Da bieten wir Ihnen hohe Zinsen.

Jederzeitiges Abheben. Mehr in Ihrer

Länderbank Filiale Horn, Schützenplatz 1.

LÄNDERBANK 

Bandel in Handel und Wandel

In der Geschichte sind es oft Einzelpersönlichkeiten, welche in den Lauf der Entwicklung gestaltend eingreifen. Eine solche Persönlichkeit war der Rosenauer Webermeister Johann Peter Wührer, welcher mit seinem Kompagnon, dem Webermeister Martin Paur, die Bandweberei, die Erzeugung der nach der „feinen, leinenen, nach Niederländer Art“ gearbeiteten Bandeln im Waldviertel, begründete. Von den beiden Meistern wurde mit Unterstützung des Rosenauer Schloßherrn, des Grafen Leopold Schallenberg, die erste Bandfabrik im Bereich der Gutshofsiedlung Schloß Rosenau errichtet. Die Bauzeit der heute noch bestehenden und als Wohngebäude genutzten Anlage — das sogenannte „große“ und das „kleine Bandlhaus“ - ist nicht eindeutig datierbar.¹⁾ Die ersten gesicherten Daten für das Gebäude, welches für die Aufstellung von 40 Mühlstühlen geplant war, finden sich in einem Bericht der Hofkammer aus dem Jahr 1760.²⁾ Der Aktenbestand des in diesem Jahr einsetzenden Schriftverkehrs zwischen Hofkammer, NÖ Landesbuchhalterei und der Herrschaft Rosenau gibt einen umfassenden Überblick über den Beginn der Bandweberei, deren Entwicklung und — von Rosenau ausgehend — Verbreitung in den umliegenden Bezirken, wodurch diese Region zum „Bandlkramer-Landl“ wurde.

Von zukunftsweisender Bedeutung wurde die Ausweitung nach Groß-Siegharts. Die Erstreckung des am 10. Dezember 1760 erteilten Privilegiums³⁾ auf den Schwiegersohn Wührers, Franz Achtsnit, ermöglichte es diesem, im Jahr 1774 die erste Bandmanufaktur in Groß-Siegharts einzurichten.⁴⁾ Franz Achtsnit wurde damit zum Begründer der Bandweberei in Groß-Siegharts, eines Bereichs der Textilindustrie, dessen Kontinuität in diesem Ort aus vorindustrieller Zeit durch zwei Jahrhunderte ungebrochen blieb.

ABKÜRZUNGEN UND GLOSSAR

NÖLA =Niederösterreichisches Landesarchiv, Wien.

HKA =Hofkammerarchiv, Wien.

AVA =Allgemeines Verwaltungsarchiv, Wien.

GRADL =ein Fischgratgewebe für Schürzen, Dirndl-, Kinder- und Arbeitskleidung.
Baumwollkette und Leinenschuß oder umgekehrt.

HARRAS =ein hartes, grobhaariges Kammgarn, dient als Schußmaterial für Teppiche und Bänder.

FURM =die Bedeutung des Wortes FURM (-webstuhl) konnte bisher nicht geklärt werden, vermutlich nur regional gebräuchlich und von „Form“ (Muster) abgeleitet.

¹⁾ NÖLA-StA, Bericht zu Franziszeischer Kataster VOMB 592, Schloß Rosenau, zu Zahl 584 LSR, 1840 COPIA: Stiftsbrief des Grafen Leopold Schallenberg, dat. 1. Juli 1740 in Wien.
Pfarrhaus und großes Bandlhaus weisen den gleichen Grundriß auf und könnten daher im gleichen Zeitraum geplant und errichtet worden sein.

²⁾ Hofkammerarchiv, Kommerzhofstelle, Ober- und Niederösterreich, Fasc. 98 (225) „Rosenauer Leinen Bandel Fabrik und dahier arbeitende Fabrikanten.“ (Daten der Sitzungen der Commerz-Hof-Commission.) Vgl. zum Folgenden auch Heinrich Rauscher, Die Anfänge der Bandweberei im Waldviertel. In: Das Waldviertel II (1938) S. 57-59 und Leopoldine Hokr, Bandel in Handel und Wandel. Die Geschichte der Bandweberei im 18. Jahrhundert. In: NÖ Landesausstellung Magie der Industrie. Leben und Arbeiten im Fabrikszeitalter. Potenstein an der Triesting Alte Tuchfabrik/Neue Straßenmeisterei 29. April bis 29. Oktober 1989 (=Katalog des NÖ Landesmuseums NF 232, Wien-München 1989) S. 296-301.

³⁾ Allgemeines Verwaltungsarchiv, Salzbuch 214, fol. 83-85: Privilegium für Peter Wührer und Martin Paur, dat. 10. Dezember 1760.

⁴⁾ NÖLA-StA, Herrschaft Groß-Siegharts, Auflagen zu VOMB 149, 1792, Besitzer Achtsnit Franz, Grundbuch-fol. 30, Conscr. Nr. 8.



Bandlhaus in Rosenau
(Foto: Heimatmuseum Waidhofen/Thaya)

Der Ausgangspunkt der Entwicklung war jedoch das Landesfürstliche Privilegium für Wührer und Paur. Das Ansuchen der beiden Webmeister um ein solches wurde am 7. Juli 1760 durch die Hofkommission Kaiserin Maria Theresia vorgetragen und befürwortet.⁵⁾ Der Vortrag stützte sich auf Untersuchungsergebnisse des Kreishauptmannes Baron von Albersdorf und des Fabriks-Inspektors Motter: *(...) jedoch von dem Kreishauptmann von Albersdorf anhero einberichtet worden ist, wie die von denen Rosenauer Webermeistern erzeugende Bandl nicht nur denen Niederländern in der Qualität gleichkommen, sondern diese letztere in der Feine zu übertreffen scheinen, auch jegliches Stückl um 24 Kreuzer wohlfeiler ausfallete, bei welchen Umständen, da obersagte Weber wegen Erfindung ihrer durch einen Menschen 8, 10 und 12 Werker bearbeitenden Stühle vorzügliche Rücksicht verdienen, er, Kreishauptmann dafürgehalten, daß ihr Werk kommissionaliter untersucht und ein förmliches Privilegium erteilet werden könnte.*

Mit der Erfindung eines neuen Webstuhles, an welchem bis zu zehn Bänder von einem Weber gleichzeitig erzeugt werden konnten, gelang eine Innovation, mit welcher bei gleichbleibender Qualität des Gewebes die Produktivität erheblich gesteigert werden konnte. Wührer und Paur erhielten am 10. Dezember 1760 ein kaiserliches Privileg auf sechs Jahre. Demnach durften sie eine unbeschränkte Anzahl von Webstühlen aufstellen, das Garn frei einführen, die Bänder färben, eine eigene Firmenmarke führen, Lehrlinge aufnehmen und nach drei Jahren freisprechen und die erzeugten Bänder frei auf den Märkten verkaufen. Ferner mußten die Gesellen noch drei Jahre nach dem Freispruch in ihrem Dienst bleiben.

⁵⁾HKA, wie Anm. 2.

Die Produktion florierte, und als der Fabriken-Inspektor Motter im Oktober 1761 den Auftrag erhielt, das Handelsaufkommen des Kremser Marktes, über welchen ein Großteil der Bänder weitervermarktet wurde, zu untersuchen, bezog er auch die Rosenauer Bandfabrik in die Untersuchung mit ein. Am 20. Jänner 1762 erstattete die Hofkommission einen umfassenden Bericht⁶⁾ an die Kaiserin über den Besuch Motters in der Fabrik: *Die über besagte Fabrik verfaßte Tabell beweiset, daß der Peter Wührer 13 nach Schweitzer Art gemachte Mühlstühle auf seine Niederländer Gradel Bandel und auf 6 ordinari Leinen, der Martin Paur aber 8 dergleich Stühle auf lauter ordinari Leinen Bandl, beide zusamm also 27 Stühle im Gang haben und auf selben mit 34 Personen 84 500 Stückel Niederländer Gradel Bandel à 12 Ellen, dann 58 876 Stückel ordinari leinene Bandel à 30 Ellen verfertigen. . .*

Der Fabriken-Inspektor bezifferte den Jahresumsatz mit 30 376 fl 23 kr, fand bei seinem Besuch aber nur Ware im Werte von 200 Gulden vor. Die Bänder waren sehr begehrt, die Landkrämer, welche zum Haus kamen, um ihren Bedarf zu decken, steigerten die Nachfrage weit über den möglichen Produktionsausstoß: *(. . .) welche Bänder alle von ihm zu deren Habhaftwerdung eigens dahinkommenden Landkrämern bei der Fabrik abgenommen werden, woraus sich erhellet, daß diese Bandel, besonders die feine Niederländer Bandl noch bei weitem nicht in der Menge verfertigt werden, als solche die Abnehmer verlangen.*

Eine Produktionserhöhung durch Erweiterung des Betriebes auf die 40 geplanten Mühlstühle schien erstrebenswert und war möglich, wenn Wührer finanzielle Mittel für Investitionen zur Verfügung gestellt würden. Ein Antrag Wührers auf einen Kredit von 4000 Gulden „ex cassa commerciali“, für welchen Graf von Schallenberg bereit war, eine Kautions zu erlegen, wurde von der Hofkommission im Sinne merkantilistischen Geistes befürwortet: *Wenn demnach diese Fabricatur einigermaßen unterstützt wird, ist nicht zu zweifeln, daß selbe sich verbreiten und diese Ware in solcher Menge liefern werde, daß nicht nur allein der inländische Konsum damit versehen, das sonst für diese Bandel ausgehende Geld im Lande erhalten, sondern auch wegen des geringen Arbeitslohnes und der daher entstehenden Wohlfeile (. . .) angehoffet werden könnte, daß diese Ware zum Nutzen des Landes auch ausserorts wäre vertrieben und ansehnliche Geldsummen dafür hereingebracht werden.*

Der wohlfeile Preis wird mit niedrigem Arbeitslohn begründet und diese Tatsache noch weiter ausgeführt: *Es wäre demnach mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Erweiterung dieser Fabricatur hinzudenken, und dürfte zu Erreichung dieser Absicht keine Gegend schicksamer sein als das Viertel ober dem Manhartsberg, indem in diesem Viertel der Flachsbaum am meisten getrieben wird, die Inwohner von Jugend auf sich auf das Spinnen verlegen, mit schlechter Kost und geringem Lohn sich begnügen, die an den Bandel-Mühlstühlen arbeitende Weibsbilder nebst der Liegerstatt und schlechte Kost nur 1 ½ procento von den verfertigten Bandeln zum Lohn haben, und die sich des Jahres auf 12-13 fl arbeiten, so stehen sie besser, als wenn sie bei den Bauern dienen, wo sie nebst der schlechten Kost und schwerer Arbeit höchstens 7-8 fl Lohn jährlich erhalten.*

Ein weiterer Hinweis auf Niedriglöhne findet sich in einem Bericht des gleichen Jahres (16. August 1762): *Es hat der Graf von Schallenberg den alleinigen Weg, mit dem Fabricato auf einen guten Preis zu kommen, eingeschlagen, da er sowohl zu der Harras- als Bändelfabricatur lediglich das Bauernvolk und Kinder gebrauchet, so sich mit einer geringen Nahrung begnügt, folglich dem Händler und Kaufmann die auf den Arbeitslohn machende Ersparung zugute kommen kann.*

⁶⁾HKA, wie Anm. 2.

Von der Anfangsphase bis in die spätere industrielle Durchdringung der Textilproduktion blieben Frauenarbeit und Kinderarbeit bei Niedriglöhnen die ökonomische Basis dieses Wirtschaftsbereiches. Industrielle Entwicklungsprozesse kamen in den auch amtlich so benannten Bandelbezirken jedoch nicht zum Tragen. In die Lebensweise der statischen, agrarisch orientierten Feudalherrschaft eingebunden, abseits von den Verkehrsströmen, nur entlang derer sich die neuen Organisations- und Kommunikationsformen verbreiten konnten, blieb die Region eine dem Handwerk verbundene Gewerbelandschaft.

Wührer selbst hatte diese Hemmnisse, welche die Gefahr einer Stagnation in sich bargen, erkannt, und der spätere Ankauf eines Bürgerhauses in Waidhofen wurde mit diesen Schwierigkeiten begründet (9. Feber 1768)⁷⁾: *Es hatte sich veroffenbart, daß der supplicierende Wührer allen Fleiß und Eifer angewendet, diese dem Commercio sehr nützliche Bandl-Manufaktur nach aller Möglichkeit zu verbreiten, die Entlegenheit von der Hauptstrassen seiner Fabrik zu Rosenau aber wäre ihm in dem Verschleiß sowohl, als in Ankauf der benötigte Garn und Zwirn sehr hinderlich gewesen, somit also hätte er in Vorsatz genommen, sich in Waidhofen, allwo der Zugang von allen Bandl-Kramern, welche die Bandl verkaufen, auch der Garn und Zwirn, so aus Ober-Österreich und aus Böhmen ist ihr vorzüglich, diese Manufaktur zu stabiliseren.*

Der Ankauf eines Hauses in Waidhofen an der Thaya, in welchem ebenfalls eine Band-Manufaktur eingerichtet wurde, erfolgte im Jahr 1768 um den Preis von 1500 fl. Wührer bezifferte sein Vermögen, einschließlich der Gebäude, Stühle und Werkzeuge, mit 10000 bis 12000 fl.

Ein wesentlicher und ausführlicher Teil des Aktenbestandes im Hofkammerarchiv dokumentiert die Bedeutung, welche dem Handwerk und seiner Verbreitung beigemessen wurde. Im Jahr 1762 war ein Kreditansuchen Wührers durch die Kaiserin genehmigt worden, gleichzeitig wurde die Bedingung daran geknüpft, fremde Gesellen aus dem Herzogtum Kärnten auszubilden; der Flachsanzbau werde dort stark betrieben, die Bandl-Manufaktur sollte gefördert und in dieser Region verbreitet werden, um den Import aus Italien zu unterbinden. Webermeister Wührer und der Verwalter der Herrschaft Rosenau, Leopold Schmucker, stimmten der Verpflichtung zur Ausbildung fremder Gesellen zu und trafen eine Vereinbarung mit der Commerz-Hofstelle.⁸⁾ Danach wurden von der Commerzien-Haupt-Kassa ein jährliches Kostgeld von 30 fl für einen Jungen sowie ein Lehrgeld von 200 fl, zahlbar nach vollstreckter Lehrzeit eines Gesellen, entrichtet. Zusätzlich legte die Commerzien-Kassa das Reisegeld und Zuschüsse für Bekleidung aus.

Die Anwerbung fremder Webergesellen aus entlegenen Regionen gestaltete sich zu einer schwer erfüllbaren Forderung. Am 14. Mai 1764 richtete Graf Lamberg aus Laibach ein ausführliches Schreiben an die Kaiserin, deren „allerhöchsten Befehl zur Erlernung der Bandmacherei“ betreffend, in dem es heißt: *gleichwie sich aber diese (Gesellen) fast durchgehend eines Theils mit der Unwissenheit der Sprache, andern Theils aber mit deme, daß sie lieber bei ihrer erlernten Leinweber-Profession verbleiben wollten, sich entschuldigen.*⁹⁾ Der vorliegende Briefwechsel dokumentiert die Schwierigkeiten, welche sich bei Umsetzung der merkantilistischen Theorie in die Realität ergaben. In einer statischen Gesellschaftsordnung waren durch geistige Enge und wirtschaftliche Immobilität gesetzte Schranken schwer zu überwinden.

⁷⁾ HKA, wie Anm. 2.

⁸⁾ HKA, wie Anm. 2.

⁹⁾ HKA, wie Anm. 2.

Der angewandten Wortwahl ist zu entnehmen, daß zur Durchsetzung des Vorhabens auch Druck angewendet werden mußte: „Franz Adam Graf von Lamberg hätte zwei Gesellen aus Oberkrain, sowie einen Herrschaftlich Rottmannsdorferischen Erbhold aus Steiermark aufgebracht“ und „mit Paß und 10 fl Zehrgeld versehen von hier nach dort abgeschicket (. . .)“ Jakob Legat kam aus Kärnten, Primas Ostenigg und Primas Rasch kamen aus Krain. Mit beiden letzteren Gesellen war man in Rosenau nicht einverstanden, man beabsichtigte, sie mit je 4 Dukaten Reisegeld auszustatten und wieder zurückzuschicken, *da vorgedachte Webergesellen weder des Lesens noch Schreibens kündig, noch die Österreichische Landessprache verstünden*. Es wurde gefordert, daß *zwei derlei anderer, jedoch des Lesens und Schreibens wie auch der Österreichischen Mundart kündige Leute abgeschicket werden möchten*.¹⁰⁾ Die Ablehnung der Gesellen in Rosenau löste ein langes Elaborat aus Krain aus und gipfelte in der Bitte, „diese nicht zurückzuschicken, sondern für ihr Vaterland unterrichten zu lassen“.

Diese fachlichen Differenzen wurden der Kaiserin vorgetragen und von dieser auf Verbleiben der beiden in Rosenau entschieden. Beide stellten ihre erworbenen Fähigkeiten unter Beweis, als sie — zusammen mit einem Gesellen aus Kärnten und zwei weiteren aus Tirol — am Ende ihrer Lehrzeit die Prüfung bestanden. Diese wurde von Webermeister Wührer und Verwalter Schmucker am 10. Juli 1766 abgenommen. Der Bericht zeigt auch auf, daß Fähigkeiten und Kenntnisse allein nicht ausreichten, sondern auch für Produktionsmittel vorgesorgt werden mußte. Anbei ein Bericht über die *Prüfung der Lehrjungen: (. . .) auf einem gänzlich zerlegten Stuhl dergestalt geprüft, daß jeder solchen wiederum zusammengesetzt, das Werk eingerichtet, und hierauf die Bündel nach Erfordernis gewirket, wobei ein jeder einen sehr großen Eifer und ausnehmende Geschicklichkeit bezeigt und nicht zu zweifeln wäre, daß jeder allein ohne Beihilf eines anderen diese Bandel-Stühle bearbeiten könnte, welches eben der Fabrikant Johann Peter Wührer kontestiret. Gleichwie aber die Struktur des Stuhles nicht soviel in das Werk des Fabrikanten, als vielmehr eines Tischlers, Dräxlers oder Schlossers einschlage, so erachte er, Schmucker, am verträglichsten zu seyn, wenn einem jeden Teil zwei Gattungen Stühle, nämlich einen auf glatte und einen auf Gradel-Bandel, deren jeglichen der Fabrikant Wührer um 30 fl zu verschaffen sich anheischig gemacht hätte, damit diese neue Fabrikanten nicht allein gleich bei dem ersten Eintritt ihres angewiesenen Orts der Bänder-Fabricatur den Anfang geben, sondern auch zugleich noch mehr andere dergleichen Stühle daselbsten nachmachen lassen könnten*.¹¹⁾

Bis zur Fertigstellung der Webstühle blieben die freigesprochenen Lehrjungen in Rosenau und arbeiteten zum Gesellenlohn. Es liegt eine genaue Abrechnung Wührers an die Commerciens-Hauptcassa vor. Demnach betrug der Preis der sechs Stühle 235 fl 58 kr, zusätzlich ein Fuhrlohn nach Innsbruck und retour von 30 fl 15 kr. Das jährliche Kostgeld für einen Lehrjungen betrug 60 fl, dazu kamen noch 30 fl für Kleidung und Wäsche. Ein Vergleich mit dem Jahreslohn von 12-13 fl „der an den Bandel-Mühlstühlen arbeitenden Weibsbilder“ verdeutlicht deren angesprochene Genügsamkeit.

Im Jahr 1764 kam es zur Errichtung von zwei weiteren Manufakturen, einer in Rosenau und einer im benachbarten Schickenhof. Graf Schallenberg erhielt dazu aus dem Kommerzialfonds einen Kredit von 8000 fl gegen Obligation auf seine oberösterreichischen Herrschaften Walchen und Wildenhag. Mit 30 Mühlstühlen wurde wollenes Deckengarn in allen

¹⁰⁾ HKA, wie Anm. 2.

¹¹⁾ HKA, wie Anm. 2.

Gattungen und Farben erzeugt, das man bisher aus Nürnberg und Sachsen importiert hatte. Dieses Garn wurde nicht nur selbst verarbeitet, sondern war auch in Ungarn für die Schnur-, Teppich- und Bortenerzeugung sehr begehrt, und auch hier überstieg die Nachfrage das Anbot. Es waren aber nicht fehlende Produktionsmittel, die angestrebtes Wachstum behinderten, sondern die agrarisch eingebundene Struktur der frühen Manufakturen. In einem dienstlichen Bericht über seine Fabriken schrieb Graf Schallenberg im Jahr 1764, es seien *auch noch andere 8 derley Mühlstühle vollständig eingerichtet — jedoch da unter der Jahreszeit die hierzu tauglichen Arbeitsleute mühsamer zu bekommen — derzeit ungangbar sind.*¹²⁾

Im Rahmen der geschlossenen Hauswirtschaft waren die Arbeitskräfte im Primärsektor beschäftigt, in Erntezeiten kam es daher zu einem Stillstand der Mühlstühle. Die Zahl der Beschäftigten nahm durch die Erweiterung der Produktion ständig zu. Diese mußten nicht nur mit Nahrung versorgt, sondern auch medizinisch betreut werden. *Da unter denen daselbst mehr und mehr anwachsenden Arbeitsleuten verschiedene Krankheiten und Gebrechen sich äußerten*, ersuchte Graf Schallenberg die NÖ Landesregierung, einen „approbierten Baader“ oder „Chyrurgus“ halten zu dürfen.¹³⁾ In der Sitzung der Commerciendirektion vom 10. März 1764 wird eine Badstube bewilligt, als Feldscherer wird Michael Widmann bestellt, „jedoch muss er sich zuvor behörig examinieren lassen“.

In einem dienstlichen Bericht des Grafen Schallenberg als Inhaber der Bänder- und Harras-Fabriken von Rosenau und Schickenhof wird die Produktion des ersten Halbjahres 1764 angegeben:¹⁴⁾ Auf 32 Mühlstühlen wurden 47056 Stück Bandel im Wert von 9127 fl erzeugt — die neu eingerichteten, noch „ungangbaren“ Stühle nicht mitgerechnet. Als Erzeugnisse werden angeführt: Bänder aus weißem und gefärbtem Zwirn, Gradl in verschiedenen Farben und Breiten, Leinwand- und Schnürbandel, ordinari weiße und gestreifte Bandel. Besonders erwähnt werden rosafarbene Bänder, welche in Böhmen zum Einbinden der Leinwand verwendet werden. „Jährlich wenigstens 3000 Stückel können nach auswählender Bestellung verabfolgt werden.“

Im gleichen Zeitraum — erstes Halbjahr 1764 — zeigt der Produktionsausweis der bürgerlichen Weber:

Name	Stühle	Stüchl	Produktionswert (in Gulden)
Joh. Peter Wührer	15	21 616	5 052 fl
Thomas Wührer	9	11 739	2 370 fl
Martin Paur	2	4 479	574 fl
Anton Paur	2	3 849	495 fl
Franz Paur	2	2 473	286 fl
Jakob Stögglechner	2	2 900	350 fl
	32	47 056	9 127 fl

Die Manufakturen breiteten sich in der Region aus. Im Jahr 1774 verstarb der Mitbegründer der Manufaktur Wührers, Martin Paur. Wührer stellte daher den Antrag, das

¹²⁾ HKA, wie Anm. 2.

¹³⁾ HKA, wie Anm. 2.

¹⁴⁾ HKA, wie Anm. 2, Produktionstabelle.

gemeinsame Privileg von 1760 umzuschreiben und ersuchte, seinen Bruder Thomas Wührer, seine beiden Schwiegersöhne Josef Koppensteiner und Franz Achtsnit sowie deren männliche Nachkommen einzubeziehen. Dem Ansuchen wurde stattgegeben und die Privilegien-Erstreckung¹⁵⁾ mit Datum 20. August 1774 erteilt.

Die Produktion der Betriebe erfolgte unabhängig voneinander. Verlag und Vertrieb waren vergesellschaftet. Eine genaue Übersicht über die einzelnen Produktionsstätten ergibt eine Tabelle aus dem Jahr 1780:

Arbeitskräfte		Erzeugung	Wert in fl
Johann Peter Wührer in Rosenau			
1 Geselle	31 519	Stüchl Niederländer-Bändl	11 681 fl
22 Arbeiter			
4 Wollkämmer			
4 Spinnerleute			
3 Zwirnleute			
1 Zwirnmühle			
15 Furm- und Gradlstühle			
3 leere ordinäre Stühle			
Johann Peter Wührer in Waidhofen			
1 Geselle	11 190	Stüchl Niederländer-Bändl	9 178 fl
12 Arbeitsleute			
1 Zwirnmühle			
7 Furm- und Gradlstühle			
Thomas Wührer in Rosenau-Neustift			
2 Gesellen	28 427	Stüchl Niederländer-Bändl	12 435 fl
26 Arbeiter	38 895	Stüchl ordinari Bändl	
6 Zwirnleute			
8 Gradlstühle			
8 ordinäre Stühle			
Laurenz Wöber in Schweiggers (Dieser Betrieb war nach dem Tode von Josef Koppensteiner im Jahr 1778 durch Einheirat von Wöber übernommen worden.)			
1 Geselle	2 986	Stüchl Niederländer-Bändl	3 111 fl
8 Arbeiter	5 114	ordinari Bändl	
3 Zwirnleute			
4 Gradlstühle			
1 ordinari Stuhl			
Franz Achtsnit in Groß-Siegharts			
20 Arbeiter	14 254	Stüchl Niederländer-Bändl	7 203 fl
5 Gradlstühle	16 442	ordinari Bändl	
5 ordinari Stühle			

¹⁵⁾ AVA, wie Anm. 3, fol. 601-605: Privilegium-Erstreckung, dat. 20. August 1774. Gedruckt bei Gustav Otruba (Hg.), Österreichische Farbiksprivilegien vom 16. bis ins 18. Jahrhundert (Wien-Köln-Graz 1981) S. 337 ff.

Alle Fabriken zusammen¹⁶⁾

5 Gesellen		
88 Arbeiter		
4 Wollkämmer		
40 Spinner	88 376	Stüchl Niederländer-Bänder
12 Zwirner	60451	Stüchl ordinari Bänder
2 Zwirnmühlen		43 626 fl
39 Furm- und Gradstühle		
17 ordinari Stühle		
(davon 3 leerstehend)		



Waldviertler Bandweberei
(Foto: Heimatmuseum Waidhofen/Thaya)

¹⁶⁾ HKA, wie Anm. 14.

Wie bereits zu Beginn erwähnt, war von großer Bedeutung für die Zukunft des Bandl-kramerlands die Fabrik von Franz Achtsnit in Groß-Siegharts. Der Schwiegersohn Wührers wurde damit zum ersten Bandfabrikanten in Siegharts. Er richtete sich in einem seit Graf Mallenthein bestehenden herrschaftlichen Tuchfabriksgebäude¹⁷⁾, welches „immer dominicaliter gehalten, von ganz gutem Zeug, mit Ziegeldach, ein Garten beim Haus“, seine Bandfabrik ein. Im Jahr 1790 konnte er dieses Haus käuflich erwerben.

Die Expansionsbestrebungen Johann Peter Wührers waren nach Waidhofen an der Thaya ausgerichtet, wo er bereits seit 1768 ein bürgerliches Haus mit einer Bandfabrik besaß. Als von den Klosteraufhebungen Josef II. auch das Kapuzinerkloster¹⁸⁾ in Waidhofen erfaßt wurde, wandte sich Wührer mit einer Bittschrift direkt an den Kaiser zwecks Überlassung des Klosters zur Erweiterung seiner Banderzeugung unter Aufsicht seines Sohnes. Da der angeforderte Prüfbericht der NÖ Regierung bescheinigte, daß „die Nutzbarkeit des kleinen Kapuzinergebäus mit der Emsig- und Fähigkeit des Unternehmers übereinstimmte“¹⁹⁾, wurde die geplante Versteigerung ausgesetzt und das Kloster mit Kirche am 21. März 1785 um den Preis von 1000 fl Peter Wührer zugesprochen.

Wührer hat diese Produktionsstätte wohl zu groß aufgezogen. Er richtete 94 Stühle ein, beschäftigte 217 Spinner und sieben Meister. Der Beschäftigtenstand insgesamt betrug im Jahr des Ankaufs (1785) 350 Personen. Im folgenden Jahr mußte er reduzieren, mit 64 Stühlen beschäftigte er 130 Leute. Wührer gab aber nicht auf, er intensivierte seine Bemühungen und kam bald wieder auf den Produktionsstand von 1785.

Sein im Jahr 1793 erfolgter Tod unterbrach diese Aufbauarbeit. Da sich kein Meister zur Fortführung dieses Großbetriebes fand, wurde der gesamte Besitz von den Erben um 4923 fl an die Bürgerschaft von Waidhofen verkauft.²⁰⁾ Das letzte Schriftstück des besprochenen Aktenbestandes der Commerz-Hofkammer, datiert mit 30. August 1793, bestätigt, daß die Brüder Peter und Thomas Wührer aus Waidhofen keine offenen Kredite mehr hätten und schuldenfrei seien.

Weitere Nachweise über die „Bandlhäuser“ und die Geschicke der Nachkommen von Johann Peter Wührer finden sich in mehreren Beständen des NÖ Landesarchivs:

Heiratskontrakt²¹⁾, abgeschlossen am 27. September 1816:

Bräut: Elisabeth Payer, Bürgerstochter aus Waidhofen/Thaya

Vater: Jakob Payer

Bräutigam: Adam Wührer jun.

k.k. priv. Bandl-Fabrikant aus Rosenau-Neustift Nr. 58

Vater: Adam Wührer sen.

Der Hausbesitz des Bräutigams in Neustift wird mit einem Wert von 7000 Gulden angegeben.

Katastralplan der Gemeinde Schloß Rosenau (1823)²²⁾ : Adam Wührer sen., Bandl-fabrikant, ist als Besitzer des „Fabriksgebäudes“ und „Inleut-Stöckels“ verzeichnet. Die

¹⁷⁾ Siehe Anm. 4.

¹⁸⁾ Sieglinde Fuchs, Die in Niederösterreich unter Joseph II. aufgehobenen Klöster in Hinblick auf ihre Verwendung (Phil. Diss., Wien 1967) S. 73-75.

¹⁹⁾ HKA, wie Anm. 2, Bericht der Geistlichen Hofkommission.

²⁰⁾ Siehe Anm. 18.

²¹⁾ NÖLA-RegA, Kreisgerichtsarchiv Krems, Verlassenschaften, Karton 2514, Heiratskontrakt.

²²⁾ NÖLA-StA, Franziszeischer Kataster VOMB 592, 1823: Katastralplan der Gemeinde Schloß Rosenau.

Bezeichnung des „Stöckels“ weist darauf hin, daß hier Personal untergebracht war, nicht nur Fabriks-, sondern auch Wirtschaftspersonal, denn die zugehörige Landwirtschaft umfaßte Obst- und Gemüsegärten, Wiesen und Äcker. Daß Fuhrwerke (zum Transport der Textilerzeugnisse auf Märkte) betrieben wurden, kann angenommen werden.

Verlassenschaftsabhandlung nach dem Tod der „Inwohnerswitwe Anna Maria Weinkopf, welche am 2. August 1825 in der Bandfabrique des Adam Wührer zu Rosenau verstarb“²³⁾: Sie war mit „100 fl bei Adam Wührer eingestanden“, wovon dieser 61 fl 17 kr in Abzug brachte, welche er an „Leich- und Begräbniskösten, dann auf heilige Messe nach Anordnung der Erblasserin bestritten hatte“. Dieser Akt kann als Nachweis für die patriarchalische Lebensform in den frühen Fabriken dienen.

Verlassenschaftsabhandlung nach dem Tod des Adam Wührer jun., Wirtschaftsbesitzers in Nieder-Neustift Nr. 58, kinderlos verstorben am 18. Januar 1832²⁴⁾: Bemerkenswert ist, daß Wührer jun. nicht mehr als „Bandlfabrikant“, wie in seinem Heiratskontrakt von 1816, sondern als „Wirtschaftsbesitzer“ bezeichnet wird. Auch ist im Inventarium der Wert der Produktionsmittel niedrig angesetzt. Es werden angeführt:

7 Bandstühle	1 Bandrolle
4 Spulräder	4 Spinnräder
2 Warenpressen	1 Hachel

Verzeichnet wird auch „sämtliches Tischlerwerkzeug“, dieses weist nach, daß die Bandstühle im eigenen Betrieb angefertigt wurden. Auch über den Vater Adam Wührer sen. und dessen Fabrik im „Bandlhaus“ gibt diese Verlassenschaftsabhandlung Aufschluß: „Da Eltern des Erblassers beim Abgang ehelicher Nachkommenschaft auf den gesetzlichen Pflichtteil Anspruch zu machen haben, über des Erblassers Vater, Adam Wührer sen., aber auch der verfügte Konkurs unbeeendet ist, hat der Crida-Vertreter die Erberklärung eingebracht (. . .)“

Am 3. April 1832 wird ein Vergleich über die Teilung des Barvermögens geschlossen. Demnach erhalten:

Vater	Adam Wührer sen. in Rosenau dessen Erbe fließt in die Credit-Massa	150 fl
Mutter	Anna Wührer	150 fl
Witwe	Elisabeth, geb. Payer	354 fl 25 kr

Der Niedergang der Bandmanufakturen in der Region Rosenau zeichnet sich ab. Die im Merkantilismus vorherrschende Betriebsstruktur: eine Handwerks-Produktionsstätte, eingebunden in eine Landwirtschaft, dem Schutz und der Aufsicht des Grundherrn unterstellt, entsprach nach der Wende ins 19. Jahrhundert nicht mehr den veränderten Wirtschafts- und Lebensformen und führte zur Stagnation. Die Bänderzeugung verlagerte sich in eine Region, die den veränderten Standortbestimmungen besser entsprach. Infrastruktur und Verkehrslage begünstigten den Markt Groß-Siegharts. In den Betrieben von Groß-Siegharts fand der Entwicklungsprozeß vom Handwerk zur Industrie statt.

Großflächig bestimmend für die Region blieb die Funktion des Handels als Mittler vom Erzeuger zum Verbraucher. Mit der ständig steigenden Produktion, die durch technische

²³⁾NÖLA-RegA. Kreisgerichtsarchiv Krems, Verlassenschaften, Karton 2513.

²⁴⁾Siehe Anm. 21.

Innovationen ermöglicht wurde, konnte die Beweglichkeit des Transports und des Reiseverkehrs nicht Schritt halten. Außerhalb erschlossener Wirtschaftsräume gab es Gebiete, die verkehrsmäßig nicht erreichbar und auch infolge der Abgeschiedenheit und geringen Siedlungsdichte durch Märkte nicht erfassbar waren. Die Sicherung der Versorgung für die Bewohner dieser abgelegenen Gebiete konnte nur durch den Hausierhandel erreicht werden.

Bereits am 14. Februar 1767 erfolgte eine wichtige Verordnung:²⁵⁾ *Die mit herrschaftlichen Pässen versehenen Bandlkramer dürfen auf dem Land mit allen leinenen und harrassenen, weißen und gefärbten Bandeln aller Gattungen, dann mit großen und kleinen Tücheln aus Leinen und mit Baumwolle vermischt, mit Fatschen, Langgetten (gestickte Hemdbesätze), Rundschnüren, Schnürriemen und Hosenträgern aus weißem und gefärbten Zwirn handeln.*

Von grundlegender Bedeutung war die Bewilligung aus dem Jahr 1773.²⁶⁾ Danach durften die Untertanen der k. k. Kameral-Herrschaften Groß Poppen und Neunzen²⁷⁾ ihre selbsterzeugten Bänder und Tüchelwaren sowohl in den Erblanden als auch außer Landes verhandeln und herumtragen. Die Erlaubnis wurde durch Hofverordnung im Jahr 1785 „auf alle Untertanen des sogenannten Bandelkramerbezirkes“ erweitert.²⁸⁾ Mit dieser Freigabe entstand der „Bandlkramer“ im eigentlichen Sinne: er war mit seiner „selbstverfertigten Ware“ nicht mehr an den Verleger gebunden, sondern konnte seine Erzeugnisse sowohl am



Schützenscheibe mit Bandlkramer, um 1830
(Foto: Heimatmuseum Waidhofen/Thaya)

²⁵⁾ HKA, Kommerzhofstelle Ober- und Niederösterreich, Fasc. 65 (138). „Bestimmung der Handelsgerechsamte. Abstellung des unbefugten Handelns und Hausierens, Niederläger, Handelsleute und Krämer in genere.“ Fol. 298, COPIA, dat. 16. Feber 1767. (Bericht des Maut-Einnehmers zu Waidhofen an das K. K. Schlüssel-Oberamt Krems, dat. 10. März 1770.)

²⁶⁾ HKA, Die Verordnungen und Gesetze vom Jahr 1785, Band 8, 184.

²⁷⁾ Johannes Müller. Die entweichte Heimat (Roggendorf 1984) S. 27. Die Herrschaften Groß Poppen und Neunzen waren Teil der „Windhag'schen Stipendienstiftung“ und öffentlich verwaltet. Beide Orte liegen seit 1938 im Bereich des TÜPL Döllersheim und sind restlos zerstört.

²⁸⁾ Hofverordnung vom 1. Christmonat 1785. Allgemeine Vorschrift in Rücksicht des Hausierens. (Ergänzung zum

Markt freibieten als auch außer Marktzeiten von Haus zu Haus herumtragen. Sein Erscheinungsbild ist in verschiedenen Darstellungen erhalten geblieben: in Waidhofen an der Thaya als Schützenscheibe des Bürgerkorps von 1830, mit Kraxen, Schere und Maßstab ausgestattet, in Groß-Siegharts als Poststempel mit Bauchladen, und in zeitgenössischen Darstellungen mit dem Kaufruf:

„Bandeln, Zwirn, kaafts, kaafts!“

allgemeinen Zollpatente vom 16. Herbstmonate 1784):

„10.) Die Unterthanen des sogenannten Bändelkramerbezirkes dürfen die daselbst verfertigten Zwirn- und Leinenbündel, dann die leinenen mit Baumwolle vermengten Tücheln, die leinenen und halbleinenen Fatschen und Lanqueten, die leinenen und harrassenen Hosenträger nebst dergleichen Rundschnüren und Schnürriemen, dann weissen und gefärbten Zwirn sowohl in den k. k. Erbländern, als auch ausser Landes verhandeln und herumtragen. Den Unterthanen von Groß Poppen und Neunzen ist erlaubt, ihre selbst verfertigte Bündel- und Tüchelwaaren in den k. k. Erbländern, und ausser denselben auch im Lande Tirol, auch ausser Marktzeit wie vorhin zum Verkaufe herumzutragen. Dabei ist aber zu beobachten, daß a) die genannten Unterthanen nur mit gemeldeten Waaren und immer nur in einer Entfernung von zwoen Stunden von der Gränze gegen ein fremdes Land hausieren dürfen; daß b) die Waaren ausser dem Zwirne vorschriftsmässig gestempelt sein müssen, und daß c) diese Unterthanen von ihren Herrschaften mit Pässen, welche die Kreisämter zu bestätigen haben, und die unter anderen die Zeit, wielange dergleichen Pässe gültig sind, enthalten müssen, versehen sein sollen. Wenn aber die erwähnten Unterthanen ausser dem Kreise, worinn sie sich aufhalten, gehen: so müssen sie sich mit Pässen der Nieder-Österreichischen Regierung ausweisen.“

Herbert Neidhart

Aus der Geschichte Pöggstalls Die Maissauer als Herren von Pöggstall

Die Maissauer, ein altes Ministerialengeschlecht, das seinen Namen von der Stammherrschaft Maissau im Bezirk Hollabrunn herleitete, gehörten von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zu ihrem Aussterben im Jahr 1440 zu den bedeutendsten Adelsgeschlechtern unseres Landes.

Sie waren vor allem im Weinviertel, im Waldviertel und in der Wachau begütert und griffen wiederholt bedeutsam in die Gescheicke unseres Landes ein. Sieben Maissauer bekleideten das „Oberste Marschallamt“, fast ein Jahrhundert lang hatten sie das „Oberstschchenkenamt“ inne. Allmählich gelangten sie zu so großer Macht und riesigem Reichtum, daß sie zu den ersten Familien des Landes gehörten. Auf dem Höhepunkt ihrer Macht — zur Zeit Heidenreichs, um 1380 — betrug ihre Einkünfte vom Grundbesitz nicht viel weniger als in den landesfürstlichen Urbaren am Ende des 13. Jahrhunderts verzeichnet waren. Zusammen mit den Honoraren aus verschiedenen Ämtern schätzt man das jährliche Einkommen der Maissauer auf rund 4000 bis 4500 Pfund Pfennige, in heutiger Währung mindestens 20 Millionen Schilling!¹⁾ Dieser ungeheure Reichtum war vielleicht auch ein Mitgrund für

¹⁾ Ignaz Pölzl, Die Herren von Maissau. In: Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich 14 (1880) S. 1. — Karl Lechner, Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels. In: Eduard Stepan (Hg.), Das Waldviertel, Bd. 7/2 (Wien 1937) S. 181 f. — Karl Gutkas, Geschichte des Landes Niederösterreich (St. Pölten — Wien⁶ 1983) S. 88.

den Sturz des letzten Maissauer, des obersten Erbmarschalls und Erbschenken Otto IV. von Maissau.

Hier sollen nur jene Maissauer kurz behandelt werden, die in Verbindung mit Pöggstall gebracht werden können. Zugleich soll auch auf die umfassende Arbeit über „Die Herren von Maissau“ von Ignaz Pözl²⁾ verwiesen werden, aber auch auf die Veröffentlichungen in den „Geschichtlichen Beilagen zum St. Pöltner Diözesan-Blatt“, wo Karl Kramler in mühevoller Kleinarbeit vieles über die Geschichte Pöggstalls zusammengetragen und in Regeform zusammengestellt hat.³⁾

I. Die Maissauer und ihre Bedeutung für die Herrschaft Pöggstall

1. Otto II. von Maissau

Wann und von wem in Pöggstall eine erste Burg errichtet worden ist und ob es außer dem Stift Krensmünster vor den Maissauern noch andere Besitzer in Pöggstall gegeben hat, läßt sich nicht sagen.

Dem Prolog des Stiftungsbuches von St. Bernhard kann man entnehmen, daß Otto seinen Besitz mit Gütern — darunter Pöggstall — vermehrte („Daz er begund ze meren — Mit guet und grozzen eren — Von im ez hat, alz ich ew sag — Peckstal, hörn und Ottenslag — Stecz und waz dar zue gehört“).⁴⁾ Dies könnte um die Mitte des 13. Jahrhunderts gewesen sein. Es gibt zwar dafür keine urkundlichen Beweise, doch finden wir die genannten Güter gegen Ende des 13. Jahrhunderts im Besitz der Maissauer. Lechner konnte nicht feststellen, ob sich Otto diese Güter widerrechtlich angeeignet oder ob er diese von Ottokar übertragen erhalten hatte. Er bemerkt aber dazu, daß diese Herrschaften nicht zu Lehen gingen, sondern freies Eigen waren, während das Landgericht von den Maissauern zu Lehen genommen werden mußte.⁵⁾ Im Zusammenhang mit der Geschichte der Pfarre werde ich noch einmal auf die Übernahme Pöggstalls durch die Maissauer zurückkommen.

Otto II. von Maissau wird um 1240 als glänzender Ritter beschrieben, „sein Schild gab goldfarben Schein bei schwarzer Farbe dem Einhorn“.⁶⁾ Er dürfte sich in der Umgebung Friedrichs des Streitbaren befunden haben, weil er in einigen Urkunden als Zeuge aufscheint. Während des österreichischen Interregnums schloß er sich dem Böhmenkönig Ottokar an, war 1260 Landmarschall und (schon seit 1256) Landrichter, verlor aber dann die Gunst Ottokars. Vermutlich mit der Gewaltpolitik Ottokars nicht einverstanden — Ottokar wollte durch Brechung vieler Burgen die landesherrliche Gewalt geltend machen —, setzte er sich an die Spitze einer Verschwörung, wurde festgenommen, nach Aichhorn in Mähren gebracht und dort 1265 getötet. Im Stiftungsbuch von St. Bernhard wird sein tragisches Ende beschrieben: Otto soll vor Hunger sein eigenes Fleisch gegessen haben. Gegen

²⁾ Pözl (wie Anm. 1) S. 1-23, 161-181, 382-401 und 15 (1881) S. 42-70.

³⁾ Karl Kramler, Beiträge zur Geschichte der Pfarre und Herrschaft Pöggstall. In: Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesan-Blatt, IX. Bd. (St. Pölten 1911) S. 411-544.

⁴⁾ Zit. nach H. J. Zeibig, Das Stiftungsbuch des Klosters St. Bernhard. In: Fontes Rerum Austriacarum. Österreichische Geschichtsquellen, 2. Abt., VI. Bd./II (Wien 1853) S. 141.

⁵⁾ Lechner, Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte (wie Anm. 1) S. 112. — Nach Lechner erhielt Otto von Maissau passauische Zehente u. a. auch in Pöggstall. An den angegebenen Stellen finden sich allerdings nur Zehente in der Pfarre Weiten an Otto von Maissau bzw. etwas später Zehente zu Pöggstall an Stephan von Maissau! Vgl.: Adam Maidhof, Die Passauer Urbare, I. Bd. (Passau 1933) S. 229, 336 und Alois Plessner, Zur Kirchengeschichte des Waldviertels vor 1560. In: Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesan-Blatt, XI. Bd. (St. Pölten 1932) S. 563.

⁶⁾ Zit. nach Pözl (wie Anm. 1) S. 5.

seine Enthauptung habe er sich kräftig gewehrt, daß man schließlich Stroh anzündete und ihn erstickte.⁷⁾

2. Stephan I. von Maissau

Stephan, der Sohn des von Ottokar hingerichteten Otto von Maissau, tritt vor 1277 nicht bedeutsam hervor. In diesem Jahr ist er im Gefolge des Rudolf von Habsburg zu finden, an dessen Seite er im Kampf gegen Ottokar steht. Im Jahr darauf erhielt er das Marschallamt.⁸⁾ Etwas später findet man ihn auf der Seite Herzog Albrechts, der 1282 zusammen mit seinem Bruder Rudolf mit den österreichischen Herzogtümern belehnt und ab 1283 Alleinherrscher wurde.

Nach Gerard de Roo wurde „Pechstaliun“ im Jahr 1291 zerstört. Ob dies, wie Reil im Zusammenhang mit der Zerstörung Weiteneggs ausführt, im Adelsaufstand gegen Albrecht und auf dessen Befehl geschah⁹⁾, kann nicht gesagt werden. Nach Pölzl spielte der Maissauer im Adelsaufstand keine Rolle und stand treu auf der Seite des Herzogs.¹⁰⁾ Die damals angeblich zerstörte erste Pöggstaller Burg vermuteten Hutter und Schöbl südlich der Kirche St. Anna im Felde¹¹⁾, diese Annahme konnte jedoch bis jetzt nicht bestätigt werden.

Bischof Bernhard von Passau verlieh 1298 Zehente zu Peckhstall, Weitten und Weittenekh dem Stephan von Maissau und seinen Söhnen und Töchtern.¹²⁾ Stephan, der im Sommer meist auf seinen Gütern war und den Winter in Wien verbrachte, starb 1316.¹³⁾

3. Ulrich I. von Maissau

Ulrich erbt das „Oberste Marschallamt“ von seinem Vater. Da sich inzwischen das Amt des Landmarschalls ausbildete, der absolutes Werkzeug und Vertrauensmann des Landesfürsten war, hatte das „Oberste Marschallamt“, das die Maissauer bis zu ihrem Aussterben innehatten, an Bedeutung verloren. Es war nur mehr mit repräsentativen Pflichten und Ehrenrechten verbunden, allerdings auch mit gewissen Einkünften. Ulrich war durch zehn Jahre Oberster Marschall und starb 1326 oder 1327. Er hinterließ sechs Kinder: Stephan, Otto, Heinrich, Wernhart, Konrad und Sophie.¹⁴⁾

4. Konrad von Maissau

Da anfangs bei Käufen und Verkäufen die Kinder Ulrichs immer zusammen genannt werden, dürfte eine Teilung der Güter erst später erfolgt sein.¹⁵⁾ Ab 1340 erscheinen die Güter geteilt. Konrad von Maissau hatte vor allem Besitzungen an der Donau, in der Wachau und in Pöggstall.

⁷⁾ Ebd. S. 4-8. — Lechner (wie Anm. 1) S. 112-117. — Zeibig (wie Anm. 4) S. 143.

⁸⁾ Lechner (wie Anm. 1) S. 118 ff. — Pölzl (wie Anm. 1) S. 8 ff.

⁹⁾ Anton Friedrich Reil, Das Donauländchen der k. k. Patrimonialherrschaften im Viertel Obermannhartsberg in Niederösterreich (Wien 1835) S. 335 f., 435.

¹⁰⁾ Pölzl (wie Anm. 1) S. 16.

¹¹⁾ Franz Hutter, Neues von der Kirche St. Anna nächst Pöggstall. In: Das Waldviertel 16 (1967) S. 162.

¹²⁾ Schloßarchiv Horn, Uralter Index über die Urkunden im Puchheimischen Archiv zu Horn, Blatt 8. — NB: Bei Plessner (wie Anm. 5) S. 564 sind die Fußnoten 4 und 5 vertauscht!

¹³⁾ Pölzl (wie Anm. 1) S. 8-23.

¹⁴⁾ Ebd. S. 161-164. — Lechner (wie Anm. 1) S. 126.

¹⁵⁾ Zeibig (wie Anm. 4) S. 229. — Pölzl (wie Anm. 1) S. 164, 167.

1349 verließ Herzog Albrecht II. den Brüdern Stephan (Oberster Marschall, † 1365), Heinrich († 1360), Otto III. († 1359), Wernhart (Oberster Marschall nach Stephan von 1366-1380) und Konrad alle ihre Lehen in Österreich in der Weise, daß die Lehen beim Tod eines Bruders sogleich auf die anderen Brüder oder deren Erben fallen sollten.¹⁶⁾

Als Konrad, der jüngste der Brüder, nach dem Tod Wernharts Oberster Marschall wurde, dürfte er schon 70 Jahre alt gewesen sein. Er tritt sehr wenig hervor und hatte sich wahrscheinlich — wie seine Brüder — in jüngeren Jahren dem Kriegsdienst gewidmet. Seit etwa 1360 war er mit Elsbeth von Wallsee verheiratet, mit der er drei Kinder hatte: Ulrich, Otto und Anna.¹⁷⁾

Nach den „Erläuterungen zum historischen Atlas“ sind die Maissauer 1355 Lehenbesitzer des Landgerichtes Pöggstall, welches vermutlich schon im 13. Jahrhundert — durch Ausscheiden aus der Grafschaft Weitenegg — entstanden war. Lechner nennt Pöggstall und Horn als frühe Beispiele für Hochgerichte im Waldviertel und nimmt an, daß diese bereits unter Ottokar an die Maissauer zu Lehen gegeben worden sind.¹⁸⁾ Herzog Albrecht III. belehnte um 1380 Konrad von Maissau mit „dem Dorfe Pöggstall samt Landgericht“.¹⁹⁾

1388 fronte Hans von Liechtenek und im selben Jahr auch Heinrich von Dachsparkh dem Konrad von Maissau und seinen beiden Söhnen Ulrich und Otto die Feste Pechstal mit Zugehör.²⁰⁾ Konrad verstarb 1396. Er ist der einzige Maissauer, von dem wir wissen, daß er in St. Anna im Felde begraben liegt.

5. Ulrich III. von Maissau

Bald nach dem Tod Konrads ist dessen Sohn Ulrich als Oberster Marschall zu finden, der allerdings im öffentlichen Leben kaum hervortrat. Ulrich und sein Bruder Otto vermachten 1398 ihrem Verwandten (Vetter) Leutold II. verschiedene Zehente in „Emerstorfer, Weytner, Peckstaller, Santmertenerperger, Leynpekcher und Münichrewter Pfarr“ (i. e.: Emmersdorf, Weiten, Pöggstall, Martinsberg, Laimbach und Münichreith), die sie von Passau zu Lehen hatten, für den Fall, daß sie ohne Erben sterben sollten.²¹⁾ Leutold starb allerdings vor den genannten Brüdern. Ulrich verkaufte 1404 sein Haus in „Groz“ Jost dem Ruckendorfer.²²⁾ 1405 versprachen mehrere Personen dem Herrn „Ulreych von Meyßaw“, jährlich 10 Wr. Pfen. zu einem ewigen rechten Erbvogtrechte zur Herrschaft Tirenstein zu leisten. Unter den Siegler ist „Adolff der Wolffenrewter ze Perigarn ob Pechstal“ (= Bergern bei Pöggstall).²³⁾

Ulrich blieb unvermählt und wird nach 1406 nicht mehr genannt.

¹⁶⁾ Pözl (wie Anm. 2, 15. Jg.) S. 70. — Alois Plessner, Zur Kirchengeschichte des Waldviertels vor 1627. In: Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesan-Blatt, Bd. XIII (St. Pölten 1951) S. 15.

¹⁷⁾ Pözl (wie Anm. 1) S. 398 f.

¹⁸⁾ A. Grund / K. Giannoni, Erläuterungen zum historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. I. Abt. Die Landgerichtskarte. 2. Teil. Niederösterreich (Wien 1910) S. 91, 94. — Lechner (wie Anm. 1) S. 155.

¹⁹⁾ Zit. nach Alois Plessner, Zur Kirchengeschichte des Waldviertels in der Zeit der Visitation von 1544 und überhaupt vor dem Überhandnehmen des Luthertums. In: Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesan-Blatt. IX. Bd. (St. Pölten 1911) S. 206, allerdings heißt es dort irrtümlich Albert III.

²⁰⁾ Plessner (wie Anm. 16) S. 15. — Pözl (wie Anm. 1) S. 398 f.

²¹⁾ Pözl (wie Anm. 2, 15. Jg.) S. 64.

²²⁾ Pözl (wie Anm. 1) S. 400.

²³⁾ Plessner (wie Anm. 16) S. 15

6. Leutold II. von Maissau

Leutold wird 1398 im Zusammenhang mit Pöggstall genannt, als Alber und Arnold die Fritzenstorfer dem Weynold dem Schaffer zu Pechstal Zehente in „Seting, daz den dreyn Eschleinsperig, daz Grueb, daz Landolstmaiz, daz Strannesrewt, . . . daz Wirnstorf in Laympeker Pharr . . ., alle ze Lehen von dem Herren Lewtolden von Meyssaw“²⁴⁾ (Sading, Aschelberg, Grub, Annagschmais, Straßreith, Würnsdorf) verkauften. Leutold hatte — nach Pölzl — das Oberstschenkenamt inne, das vor ihm Hans III., Leutold I. und sein Großvater Heidenreich besaßen. Leutold hatte keine Kinder und beschloß mit seinem Tod die Schenkenlinie der Maissauer.²⁵⁾

7. Otto IV. von Maissau

Otto IV. von Maissau, der zweite Sohn Konrads, trat in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts öffentlich in Erscheinung. Nach dem Tod Leutolds war er 1405 Oberster Schenk, als 1406 sein Bruder Ulrich starb, fiel ihm das Oberste Marschallamt zu, außerdem wurde er Landmarschall. Damit vereinigte er in seiner Person drei angesehene Ämter im Lande.²⁶⁾

Herzog Albrecht V. belehnte Otto 1411 mit „Haus (=Burg) und Markt Pechstal und Landgericht und dem Burgstall Weinsperg mit zugehörigen Wäldern“.²⁷⁾ 1413 beurkundet Otto von Maissau in P e c k s t a l l , daß Hans Wupel, sein Pöggstaller Amtmann, für den Fall seines Todes dem Michel Geschechseint und seinen Erben einen Drittelzehent in Laufenegg, Lehen der Maissauer, vermacht habe.²⁸⁾

Otto war ein tüchtiger Krieger. Als solcher zog er 1420 mit Herzog Albrecht vor Prag, um König Sigismund gegen die Hussiten zu Hilfe zu kommen. Als die Hussiten in Niederösterreich einfielen und besonders das Waldviertel — u. a. auch Ysper — verwüsteten, hatte er den Auftrag, das Land zu schützen. Diesem Auftrag kam er nach, da man ihn bis etwa 1427 in der Umgebung des Herzogs bzw. im Kampf gegen die Hussiten nachweisen kann.

Gegen Ende 1429 jedoch wurde er plötzlich verhaftet und in Gutenstein eingesperrt. In der Anklage, die Herzog Albrecht vor den Landherren gegen ihn erhob, wurde ihm u. a. vorgeworfen, er habe mit mehreren Leuten ein Bündnis geschlossen, mit den Feinden freundschaftlich verkehrt, um im Falle eines Einfalles seine Güter zu schonen, seine Schlösser nicht entsprechend ausgerüstet und seine Pflichten als Oberster Marschall nicht erfüllt.²⁹⁾

Wenn man das Urteil betrachtet, das über Otto gefällt wurde, sieht man erst, wie groß der Besitz Ottos war. So verlor er u. a. verschiedene Güter (Weittra, Dürnstein, Jaidhof zu Gföhl mit dem Gföhler Wald, Wachau, Gars, Waitzendorf, Dietreichsdorf, Gundorf, Steinegg, Staatz, Ernstbrunn und Spitz), Vogteien (Dürnstein, Aggsbach, Maissau, Maigen und über das Siechenhaus zu Wien), die Landgerichte Tullnerfeld und Gars, das Hofgericht Maissau, verschiedene Holden, Dienste und Ungelder (darunter 24 Pfund vom Ungeld zu Pöggstall). Es verblieben ihm aber noch immer Schloß und Stadt Horn mit allem Zugehör,

²⁴⁾ Zit. nach Reil (wie Anm. 9) S. 193 f.

²⁵⁾ Pölzl (wie Anm. 1) S. 388 ff und ders. (wie Anm. 2, XV. Jg.) S. 70.

²⁶⁾ Ebd. S. 44.

²⁷⁾ Zit. nach Kramler (wie Anm. 3) S. 465.

²⁸⁾ Plessner (wie Anm. 5) S. 564.

²⁹⁾ Pölzl (wie Anm. 2, 15. Jg.) S. 47 ff. — Lechner (wie Anm. 1) S. 191 f.

Wildberg, Pöggstall, Allentsteig, Maissau mit Ausnahme des Hofgerichtes und der Vogtei, Wilfleinsdorf, Wolfstein mit Ausnahme des Landgerichtes, das Haus in der Hochstraß zu Wien u. a., vor allem aber das Oberstschenkenamt und das Amt des Obersten Marschalls. Bedeutsam ist aber, daß die bisher freieigenen Herrschaften ab nun als Lehen aufscheinen. Otto und seine Gemahlin Agnes von Pottendorf unterwarfen sich dem Urteil des Herzogs, schworen nach ihrer Freilassung 1430 Urfehde und verzichteten für sich und ihre Erben auf alle Güter, die ihnen der Herzog abgesprochen hatte. Lechner glaubt, daß es sich beim Vergehen Ottos nicht um einen wirklichen Landesverrat gehandelt hat, vielmehr dürften auch mißgünstige Standesgenossen ihre Hand im Spiele gehabt haben. Sicher war aber dem Herzog der Anlaß willkommen, um die tatsächlich ungewöhnlich große Macht dieses Landherren zu brechen.³⁰⁾

Obwohl Otto nach dem bedeutenden Einzug vieler Güter noch immer ein hervorragender Landherr war und im Besitze der beiden Erbämter blieb, lebte er nun zurückgezogen auf seinen Gütern, meist in Pöggstall, und verfügte über seine Besitzungen.

Bischof Leonhard von Passau stimmte 1430 zu, daß verschiedene Zehente, die Otto besaß, an Heinrich von Pottendorf und die Kinder seines Bruders Hertneid fallen dürften, falls Otto und seine Gattin ohne männliche Erben sterben sollten. Es werden verschiedene Orte in den Pfarren Emmersdorf, Ebersdorf, Weiten (u. a. Permannstal=Pömmersstall, Wartperg auf dem Varnperg=Wachtberg auf dem Fahrenberg, Krempelsbach=Krempersbach, Lesthk=Laas) und Münichreith genannt.³¹⁾

1433 übertrug Otto mit Bewilligung des Herzogs sein Lehen, Burg und Markt Pöggstall an Georg und Christoph von Lichtenstein.³²⁾ Zwei Jahre später, am Allerheiligenabend des Jahres 1435, stellte er seinen Vermächtnisbrief aus, in dem er sein Wappen — „Ein schwarzes Ayngehürn in eym gelliben Schild und auf dem Helme ein Ganns=Nest und ein Buschen Federn darynn und drey sichtig Genns darauß sehend“ — dem Hannsen von Eberstorff übertrug. Am Allerseelentag 1435 bat er in einem in Pöggstall ausgestellten Schreiben den Herzog, die Übertragung dieses Wappens zu bestätigen.³³⁾

Otto von Maissau und seine Frau Agnes starben im Jahr 1440. Ihr Grabstein befindet sich in der ehemaligen Kartause Aggsbach und hat folgende Inschrift: „Anno dni. MCCCC XL ist gestorben der edel her her Ott von Meyssaw obrist marschalich und obrist schenkch in Osterreich des namen der lest und desselben jar ist gestorben die edel fraw Agnes sein hausfraw geborn von Potendorf“. Der schöne, aus rotem Marmor gearbeitete Stein zeigt ein Schild mit aufsteigendem Einhorn und darüber — im Widerspruch zu dem im Vermächtnisbrief beschriebenen Wappen — einen Helm mit wachsendem Hund als Helmzier.

Mit dem Tod Ottos erlosch eines der bedeutendsten Geschlechter im Waldviertel. Ein Geschlecht, das zwei Jahrhunderte entscheidend in die Geschichte unseres Landes eingegriffen hatte. Ein Geschlecht, dem auch der Ort und die Pfarre Pöggstall einiges verdanken.

³⁰⁾ Pözl (wie Anm. 2. 15. Jg.) S. 50 ff. — Lechner (wie Anm. 1) S. 192 ff.

³¹⁾ Pözl (wie Anm. 2. 15. Jg.) S. 66.

³²⁾ Ebd. S. 58. — Kramler (wie Anm. 3) S. 469.

³³⁾ Zit. nach Wurmband, Collectanea Genealogico Historica (Wien 1705) S. 72 f.

II. Die Bedeutung der Maissauer für die Pfarre Pöggstall

1. Die Maissauer und das Stift Kremsmünster

In den ältesten Urbaren von Kremsmünster (1299) heißt es über Pöggstall: „Die Grundstücke in Pehstal übergab die oben genannte Adelheid durch denselben Vertrag, und derselbe Abt Ulrich ließ die Kirche erbauen, die Bischof. . . weihte.“ Dann heißt es kurz und bündig: „Darüber ist nichts weiter zu berichten, weil diese der Maissauer in Besitz nahm“ („De hac nihil est amplius quod conscribam, quia eam Maezzaw usurpavit“).³⁴⁾ „Usurpare“ könnte hier auch in der Bedeutung von „sich widerrechtlich aneignen“ stehen. Aus diesem Text geht hervor, daß die Maissauer das Gut und die Kirche in Pöggstall, die unter Abt Ulrich errichtet wurde, dem Kloster Kremsmünster entzogen. Dies geschah auf jeden Fall vor 1299, vielleicht schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts. In diesem Zusammenhang möchte ich noch einmal auf die päpstlichen Urkunden zurückkommen, in denen die Besitzungen Kremsmünsters bestätigt wurden. Zinnhobler nimmt an, daß die — seiner Ansicht nach gefälschte — mit 1179 datierte Urkunde³⁵⁾ als Unterlage für die Erlangung einer unanfechtbaren päpstlichen Bestätigung verschiedener damals umstrittener Objekte dienen sollte. Ein solches Diplom wurde 1247 tatsächlich ausgestellt. In diesem scheint unter den Besitzungen Kremsmünsters auch die Kirche „Phestol“ mit allem Zugehör auf.³⁶⁾ Nun dürfte es zu verschiedenen Protesten gekommen sein, die zur Ausstellung eines neuen Diploms im Jahr 1249 führten, in dem verschiedene — in der Urkunde von 1247 noch genannte — Objekte nicht mehr aufgezählt werden.³⁷⁾ Da auch Pöggstall nicht mehr aufscheint, könnte man vermuten, daß damals bereits Kirche und Gut an die Maissauer gekommen waren. Dies würde zeitlich mit den Angaben im Stiftungsbuch von St. Bernhard, nach dem schon Otto II. von Maissau im Besitz Pöggstalls war, übereinstimmen. Die resignierende Bemerkung im Urbar von Kremsmünster deutet darauf hin, daß sich Kremsmünster ursprünglich gegen eine Übernahme Pöggstalls durch die Maissauer wehrte, aber schließlich unterlag und Pöggstall abschreiben mußte.

2. Das Entstehen einer selbständigen Pfarre in Pöggstall

Obwohl Pöggstall bei der Errichtung der Pfarre Martinsberg im Jahr 1140 außerhalb der für diese Pfarre bestimmten Grenzen lag, wurde es wahrscheinlich dann doch als Filiale zu Martinsberg gezogen. Solange Kremsmünster die Pfarre Martinsberg und die Kirche in Pöggstall innehatten und betreuten, bestand kein Bedürfnis, hier eine Pfarre zu errichten.

Als sich jedoch die Maissauer Pöggstall angeeignet hatten, dürfte sich das geändert haben. Sicher beanspruchten sie auch das Patronatsrecht, und es war vermutlich ein längerer Prozeß, bis die Passauer Bischöfe dieses Recht anerkannten und Pöggstall herrschaftliche Pfarre wurde. Wann dies genau geschah, kann wegen der Armut an Quellen nur vermutet werden. Seit ca. 1330 erscheint Pöggstall als Herrschaftspfarrkirche der Maissauer, Wolf

³⁴⁾ Zit. nach Theodor Hagn, *Urkundenbuch für die Geschichte des Benedictiner Stiftes Kremsmünster, seiner Pfarreien und Besitzungen vom Jahre 777-1400* (Wien 1852) S. 377. — *Österreichische Urbare*. III. Abt.: Urbare geistlicher Grundherrschaften. Hg. von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2. Bd., 2. Teil (1913) S. 224.

³⁵⁾ *Urkundenbuch des Landes ob der Enns*, Bd. 2 (Wien 1856 ff.) S. 364 ff.

³⁶⁾ *Urkundenbuch des Landes ob der Enns*, Bd. 3 (Wien 1856 ff.) S. 134 ff.

³⁷⁾ Ebd. S. 156; Vgl. dazu Rudolf Zinnhobler, *Zum Verständnis der mittelalterlichen Urkundenfälschungen*. In: *OÖ. Heimatblätter* 23 (1969) S. 24 f.

nimmt in seinen „Erläuterungen zum historischen Atlas“ eine Pfarrerrichtung schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts an.³⁸⁾

In der sog. „Lonsdorfer Matrikel“, die das älteste Passauer Pfarrverzeichnis darstellt und in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert wird, findet sich unter den Pfarren im Dekanat „Stain“ auch „Pechstal“, unter dem Patronat der „Meysaw“, mit der bescheidenen Taxation von 5 Pfund Pfennigen.³⁹⁾ In einer etwas späteren Matrikel, der „Konsistorialmatrikel“ von 1429, ist „Peckstal“ unter den Pfarren im Dekanat Zwettl genannt, unter dem Patronat der Maissauer allerdings schon mit einer Taxe von 13 Pfund Pfennigen angegeben.⁴⁰⁾

Die Pfarre umfaßte ursprünglich nur einen kleinen Sprengel, der auf die Herrschaft beschränkt war, wie uns aus einer Beschreibung der Pfarre aus der Zeit um 1660 bekannt ist.⁴¹⁾ Viele Ortschaften, die heute zur Pfarre gehören, kamen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Pöggstall.

3. St. Anna im Felde, die erste Pfarrkirche in Pöggstall

Die Maissauer bauten im 14. Jahrhundert den gotischen Chor und ein einschiffiges Langhaus der damals immerhin schon rund 200 Jahre alten Kirche neu auf und schmückten sie mit Fresken.

Ein Kleriker „Simon von Pechstal“ wird 1372 in einer Urkunde als Zeuge genannt. 1389 war er Pfarrer in Rohrendorf, ob er vorher in Pöggstall wirkte oder von hier abstammte, wissen wir nicht. Plesser nennt auch einen Pfarrer namens Paulus, der im Jahrtagsverzeichnis der Kartause Gaming genannt ist.⁴²⁾

Aus der Zeit um 1400 sind uns einige Stiftungen bekannt. Solche Stiftungen waren im Mittelalter sehr häufig, denn obwohl die Menschen damals tiefgläubig waren, lebten sie oft nicht nach den Geboten der Kirche und hatten deshalb tiefes Schuldgefühl und Angst vor dem Jenseits. So gab es verschiedene „Seelgerätstiftungen“ (z. B.: Pfarrgründungen, Benefizien, Jahrtage, Seelenmessen, usw.), wobei besonderer Wert auf Gedenkmessen gelegt wurde, bei denen für das Seelenheil des Verstorbenen gebetet wurde.

Ulrich von Maissau gab 1399 seinem Schaffer und Landrichter Meinolt „6 β d“ auf behaustem Gut in Weitner Pfarre zur Stiftung einer Seelenmesse in der Pfarrkirche zu Pöggstall.⁴³⁾ 1404 bestand ein jährlicher Dienst von 32 Pfennig vom Gut Grozz zum St. Anna-

³⁸⁾ Hans Wolf, Erläuterungen zum historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. II. Abt.: Die Kirchen- und Grafschaftskarte. 6. Teil, Niederösterreich (Wien 1955) S. 219. — Plesser (wie Anm. 19) S. 205. — Kramler (wie Anm. 3) S. 412.

³⁹⁾ Monumenta Boica. XXVIII/2, S. 498.

⁴⁰⁾ P. Pius Schmieder, *Matricula Episcopatus Passaviensis Saeculi XVI* (Wels 1885) S. 13. — Vgl. dazu: Rudolf Zinnhobler, *Die Diözesanmatrikeln des ehemaligen Großbistums Passau*. In: *Jahrbuch des öö. Musealvereines* 107 (1962) S. 254 ff. und Ders., *Die Passauer Bistumsmatrikeln für das westliche Offizialat*, Bd. I (1978) S. 22 f.

⁴¹⁾ Kramler (wie Anm. 3) S. 422 ff.

⁴²⁾ Ebd., S. 413. — Hippolytus, *Theologische Monatsschrift. Archiv für Diözesan-Chronik und -Geschichte* 2 (1859) S. 241. — Plesser (wie Anm. 5) S. 564. Das genannte Jahrtagsverzeichnis findet sich in: *Monumenta Germaniae Historica. Abt. Necrologia*, Bd. V (1910) S. 446. Am 30. Juli ist „d. Paulus pleb. in Pockstal“ genannt. Die Todesjahre einiger im Verzeichnis angeführter Personen liegen im 14. Jh., für den genannten Herrn Paulus ist keines angegeben. Wir können also nicht sagen, wann er Pfarrer in Pöggstall war.

⁴³⁾ Plesser (wie Anm. 5) S. 564.

Altar (!) in der Kirche in Pöggstall. Damals verkaufte Ulrich von Maissau dieses Gut unter der Bedingung der Aufrechterhaltung dieses Dienstes.⁴⁴⁾

Leutold II. von Maissau († 1404) vermachte Zehente zu „Sating, Grueb, Aeschlperig, Landesmais, von zwei Mühlen, zu Jasnickh, Dottendarff, Greisslmühl, Stronsreyt, einen Dreiling Most jährlich von Eytentayl und Weingärten am Stainhoff“ zu einer ewigen Messe und einem Jahrtag in der St. Annakapelle (=Sading, Grub, Aschelberg, Annagschmais, Jasenegg, Tottendorf, Greißl, Straßreith, Eitental, Steinhof).

Zum Unterhalt eines eigenen Priesters stiftete der 1406 verstorbene Ulrich von Maissau verschiedene Holden und Zehente in „Schneperig, Pernharczhoff, Nonderstarff, Lechs-tarff, Affterpach und Eyringsperig“.⁴⁵⁾ (=Schneeberg, Bernhardshof, Nonnersdorf, Lehs-dorf, Afterbach und Eibetsberg).

Bei der Schlichtung eines Streites zwischen dem Prior von Aggsbach und Otto von Maissau wurden 1432 der St. Annakirche „ausser Pexstal“ Güter in „Sneperg, Pernhartsho-fen“ und Zehente in „Nanderstorf, Lestorf, Afterbach, Reckenpach, Azesrewt und Kres-senbach“ zugesprochen.⁴⁶⁾

III. Steinerne Zeugen der Vergangenheit aus der Zeit der Maissauer

1. Schloß Pöggstall

Die Entstehungszeit der Burg ist nicht urkundlich gesichert. Nach Pongratz wurde die frühgotische Burganlage, die auffallende Parallelen zur Stammburg in Maissau aufweist, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet. Die Burg gliedert sich in eine etwas höher liegende „obere“ Burg und die „untere“ Burg. Im rechteckigen Hof der oberen Burg, der von einer Ringmauer umschlossen war, steht als Hauptgebäude ein bergfriedartiger Wohnturm, ursprünglich dreigeschoßig, mit einem hochgelegenen Einstieg im zweiten Geschoß. In diesem Turm befinden sich heute Ausstellungsräume, u. a. die berühmte „Folterkam-mer“. An dieser Stelle könnte schon früher ein kleinerer Wohnturm bestanden haben. Die untere Burg bestand aus einem unregelmäßigen viereckigen Hof, einem Torturm im Süden und einem Speicherbau — „Kasten“ — im Westen. Die Burg wurde als starker regionaler Stützpunkt, wirtschaftliches Zentrum und Sammelstelle errichtet. Gegen Ende des 15. Jahr-hunderts wurde die Ringmauer zum unteren Burghof niedergelegt, an den anderen Seiten erhöht, und verschiedene Gebäude wurden angebaut. Auch die untere Burg wurde im letz-ten Viertel des 15. und im 16. Jahrhundert unter den Rogendorfern bedeutend erweitert und repräsentativ ausgebaut.⁴⁷⁾

2. St. Anna im Felde

a) Kirchenbau

Im 14. Jahrhundert wurde von den Maissauern St. Anna im Felde neu gebaut. Von dieser einschiffigen Kirche sind der kleine Chorraum und die Nordwand des Langhauses erhalten.

⁴⁴⁾ Plesser (wie Anm. 19) S. 206.

⁴⁵⁾ Kramler (wie Anm. 3) S. 413.

⁴⁶⁾ Plesser (wie Anm. 19) S. 206.

⁴⁷⁾ Vgl. Walter Pongratz / Gerhard Seebach, Burgen und Schlösser, Ysper — Pöggstall — Weiten (Nieder-österreich III/2) (Wien 1972) S. 94-98.

Die verschiedenen Mauerstärken lassen noch die Größe des damaligen Langhauses erkennen: 16,4 m × 8,2 m. Manchmal wird der Bau in die Zeit um 1375 datiert, die schlichte Einfachheit des Chorraumes scheint aber doch vielleicht auf eine etwas frühere Errichtungszeit, etwa um 1330, zu deuten.⁴⁸⁾ Der Chor mit einem ansatzlos kreuzrippengewölbten Chorquadrat und $\frac{5}{8}$ -Schluß steht durch einen hohen Spitzbogen mit dem Langhaus in Verbindung. Einen der beiden Schlußsteine des Gewölbes schmückt das Einhorn, das Wappentier der Maissauer.

b) Wandmalereien

Im Chorraum zieht sich vom Triumphbogen bis in die Nordostschräge des Chores der Freskenzyklus „Passion Christi“, der leider große Fehlstellen aufweist. Er zeigt die wesentlichen Stationen der Passion: Ölberg, Gefangennahme, Christus vor Pilatus, Dornenkrönung, Geißelung und Kreuztragung, wobei die letzte Szene relativ vollständig erhalten ist.

Zeitlich mit dem Passionszyklus zusammengehörig, gegen Ende des 14. Jahrhunderts bzw. um 1400 entstanden, ist der „Zug der Heiligen Drei Könige“ an der Nordwand des Langhauses. Im linken Bildteil — in kleinerem Maßstab — ist eine Stadt mit Burg (Jerusalem) zu sehen, davor ein modisch gekleidetes Paar und die einander treffenden Könige, die bei Herodes Station machten. Im rechten Bildteil ist der Zug der Könige dargestellt, Könige und Knappen tragen die höfische Tracht um 1400. Interessant ist die Bereicherung der Darstellung durch Tiere, Lanzen, Bratspieß mit aufgespießtem Huhn u. a. Leider ging der rechte Abschluß des Bildes (Anbetung?)



Grabstein des Konrad von Maissau, 1396, in der Kirche St. Anna im Felde in Pöggstall
(Foto: Herbert Neidhart, Pöggstall)

⁴⁸⁾ Martin Riesenhuber, Die kirchlichen Kunstdenkmäler des Bistums St. Pölten (St. Pölten 1923) S. 232. — Alois Plessner / Wilhelm Groß, Heimatkunde des politischen Bezirkes Pöggstall (Pöggstall 1928) S. 265. — Hippolyt-Kalender. Hg. v. Bischöflichen Seelsorgeamt St. Pölten (St. Pölten 1969) S. 102. — Wilhelm Zotti, Kirchliche Kunst in Niederösterreich. Diözese St. Pölten, Bd. 2: Pfarr- und Filialkirchen nördlich der Donau (St. Pölten-Wien 1986) S. 294 f.

durch den Ausbruch eines spätgotischen Fensters verloren. Die genannten Fresken sind bei Lanc⁴⁹⁾ ausführlich beschrieben.

c) Glasgemälde

Aus der Zeit der Maissauer (um 1415) stammt eine Glastafel (ca. 40×70 cm). Sie zeigt den Evangelisten Johannes in rotem Wams und blauem Oberkleid, daneben Christus in grünem Kleid. Die Nimben sind reich verziert, die gotische Bekrönung unvollständig. Diese Scheibe schmückte ursprünglich die Kirche St. Anna im Felde und ist jetzt in ein Südfenster der Kirche im Ort eingefügt.

d) Grabstein des Konrad von Maissau

Die Grabplatte aus rotem Marmor zeigt ein Schild mit aufsteigendem Einhorn — darüber einen Helm mit wachsendem Hund — unter einem Kielbogen mit Kreuzblumenbesatz und eingblendetem Maßwerk. Die Umschrift lautet: „Anno dni millesimo tricesimo nonagesimosexto in die sancti Erhardi epi obiit domin' Chunradus de meissaw supremus austrie marschalcus h sepult“ (Im Jahr des Herrn 1396, am Tag des heiligen Bischofs Erhard, starb Herr Konrad von Maissau, Oberster Marschall Österreichs. Hier ist er begraben). Dieser Grabstein wurde 1810 anlässlich der Auffassung der Kirche St. Anna im Felde auf Befehl des Kaisers zur neuen Pfarrkirche im Ort gebracht, befindet sich aber jetzt wieder — eingelassen in die nördliche Langhauswand — in der Kirche St. Anna im Felde, der Begräbnisstätte des Konrad von Maissau.

LITERATUR

Helmuth Feigl, Entwicklung und Auswirkungen des Patronatsrechtes in Niederösterreich. In: Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF 43 (1977) S. 81-114.

Ders., Die Entwicklung des Pfarrnetzes in Niederösterreich (St. Pölten-Wien 1985).

Karl Lechner (Hg.), Handbuch der historischen Stätten — Österreich. 1. Bd., Donauländer und Burgenland (Stuttgart 1985).

Anton Kerschbaumer, Geschichte des Bisthums St. Pölten, Bd. I und II (Wien 1875-1876).

Österreichische Kunsttopographie. Bd. IV: Die Denkmale des politischen Bezirkes Pöggstall in Niederösterreich (Wien 1910).

Friedrich Schragl, Geschichte der Diözese St. Pölten (St. Pölten-Wien 1985).

J. Siebmacher's großes und allgemeines Wappenbuch, 4. Bd., 4. Abt., Niederösterreichischer Adel (Nürnberg 1909) S. 283 und Tafel 149.

Max Wellin, Zur Entstehung der niederösterreichischen Landgerichte. In: Babenberger-Forschungen=Jahrbuch für Landeskunde von NÖ NF 42 (1976) S. 276-315.

⁴⁹⁾Elga Lanc, Die mittelalterlichen Wandmalereien in Niederösterreich und Wien (Wien 1983) S. 227-229.

Waldkirchen an der Thaya — geographische Anmerkungen zu einer Waldviertler Grenzlandgemeinde

Die Marktgemeinde Waldkirchen an der Thaya liegt als Großgemeinde an der Staatsgrenze zur ČSSR, im Norden des politischen Bezirkes Waidhofen an der Thaya. Sie besteht aus den Katastralgemeinden Gilgenberg, Fratres, Rappolz, Rudolz, Schönfeld, Waldhers und Waldkirchen.¹⁾ Im folgenden soll keine Totalbeschreibung dieser Gemeinde gegeben werden, sondern, ausgehend von der Siedlung als sozialgeographischer Grundeinheit, geographisch wirksame Einflüsse und Auswirkungen aufgezeigt werden.²⁾ Diese siedlungsgeographische Analyse wird sich aber nur auf das Kerngebiet der Katastralgemeinde Waldkirchen beziehen, also unter Ausklammerung des Ortsteiles Hanftal und eines im Westen gelegenen alleinstehenden Bauernhofes. Zur Verdeutlichung des fachübergreifenden Charakters der Heimatkunde habe ich historisch-genetische Entwicklungen nur randlich gestreift — eine Zusammenarbeit zwischen Geschichte und Geographie wäre hier äußerst fruchtbar.³⁾

1. Die Gebäudenutzung

Schon bei einem ersten Rundgang durch die Siedlung fällt auf, daß Waldkirchen dem heutigen Erscheinungsbild der Dörfer Ostösterreichs entspricht. Das Zentrum („altes Dorf“) wird noch immer von Bauernhöfen dominiert, am nördlichen und südlichen Ortsrand hingegen finden wir das „neue Dorf“, also die Einfamilienhäuser. Hinter dieser Erscheinung steckt der Wandel der heutigen Dörfer: nicht mehr die Landwirtschaft (Primärsektor), sondern Industrie und Gewerbe (Sekundärsektor) sowie Dienstleistungen (Tertiärsektor) bestimmen die Berufswelt, wengleich der Tagesablauf oft immer noch von landwirtschaftlichen Tätigkeiten geprägt erscheint.

Bei der Gebäudenutzung läßt sich folgende Gliederung treffen:

Tab. 1: Gebäudenutzung

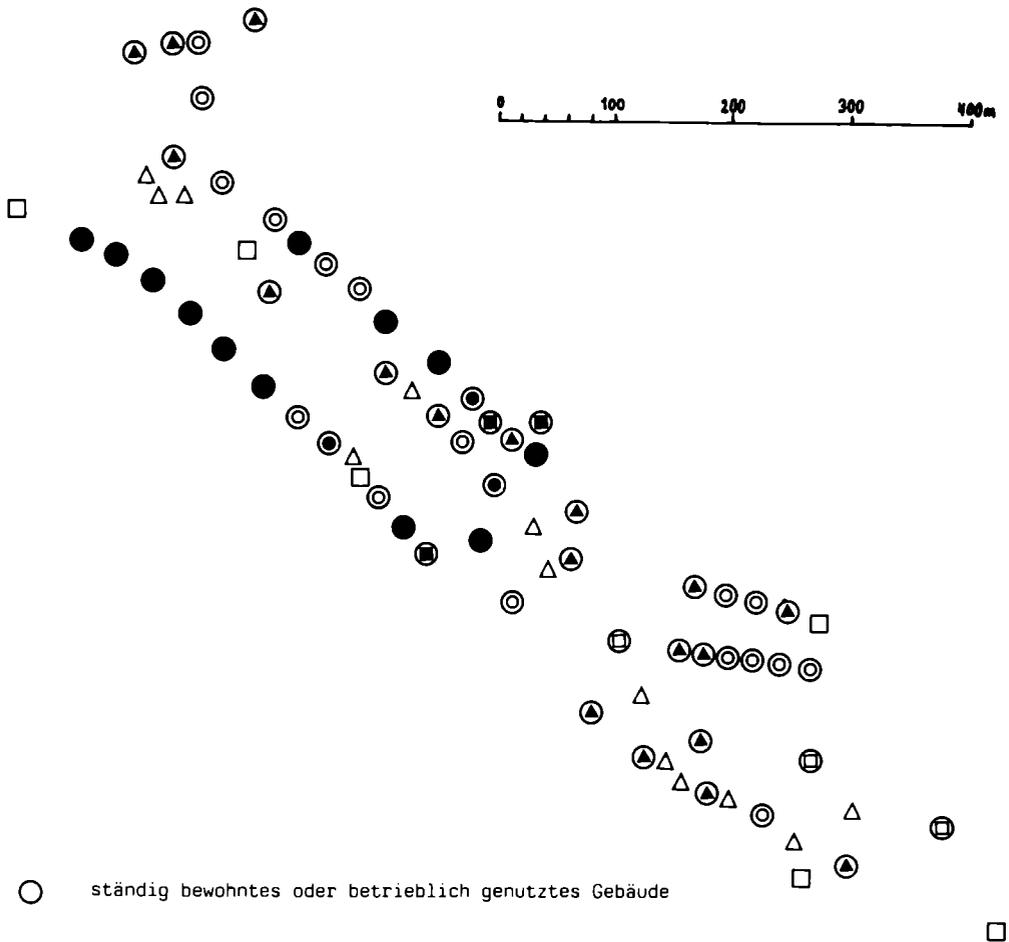
Häuser von Vollerwerbslandwirten	12 = 16 %
Häuser von Nebenerwerbslandwirten	3 = 4 %
Häuser mit aktiven Gewerbe-/Industriebetrieben	2/2 = 4 = 5 %
Häuser mit Dienstleistungsbetrieben (bewohnt/un-)	4/1 = 5 = 6 %
Wohnhäuser als Hauptwohnsitze (Sekundär-/Tertiärsektor)	16 = 21 %
Wohnhäuser mit reinen Pensionistenhaushalten	17 = 23 %
Zweitwohnsitze	6 = 8 %
leerstehende Wohnhäuser	13 = 17 %

¹⁾ Vgl. Österreichische Karte 1 : 50000, Bl. 5 — Waidhofen an der Thaya.

²⁾ Vgl. dazu Harald Hitz, Was kann die moderne Geographie der Heimatkunde bieten? In: Ulrike Kerschbaum/Erich Rabl (Hg.), Heimatforschung heute (=Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 29, Krems an der Donau — Horn 1988) S. 113-130.

³⁾ Für vielfältige Unterstützung bei der Erhebung der Informationen möchte ich hier Frau Gemeinsekretärin Margarethe Wenny und Herrn Bürgermeister Dir. OSR Robert Karl sehr herzlich danken. Sie machten mir gesammelte Ergebnisse der Personenstandserhebung vom Oktober 1987 zugänglich, worauf die vorliegenden Ergebnisse basieren.

Abb. 1: Gebäudenutzung (Entwurf Harald Hitz 1988)



- ständig bewohntes oder betrieblich genutztes Gebäude
- als Zweitwohnsitz genutztes Gebäude
- △ leerstehendes Gebäude
- Haushalt mit landwirtschaftlichem Vollerwerbsbetrieb
- ⊙ Haushalt mit landwirtschaftlichem Nebenerwerbsbetrieb
- ⊞ Haushalt mit selbständigem Betrieb im Sekundär- oder Tertiärsektor
- ⊠ unbewohntes Gebäude mit selbständigem Betrieb im Sekundär- oder Tertiärsektor
- ⊡ Haushalt mit Beschäftigten im Sekundär- oder Tertiärsektor
- ⊗ Haushalt mit Pensionisten

Drei Merkmale fallen deutlich auf:

a) Jedes vierte Haus, also 25 % aller Wohngebäude, bringt dem Ort praktisch keinen Nutzen. Die erschreckend hohe Zahl leerstehender Häuser und die geringere Zahl von Zweitwohnsitzen bringt für die Ortsgemeinschaft keine wesentlichen Vorteile.

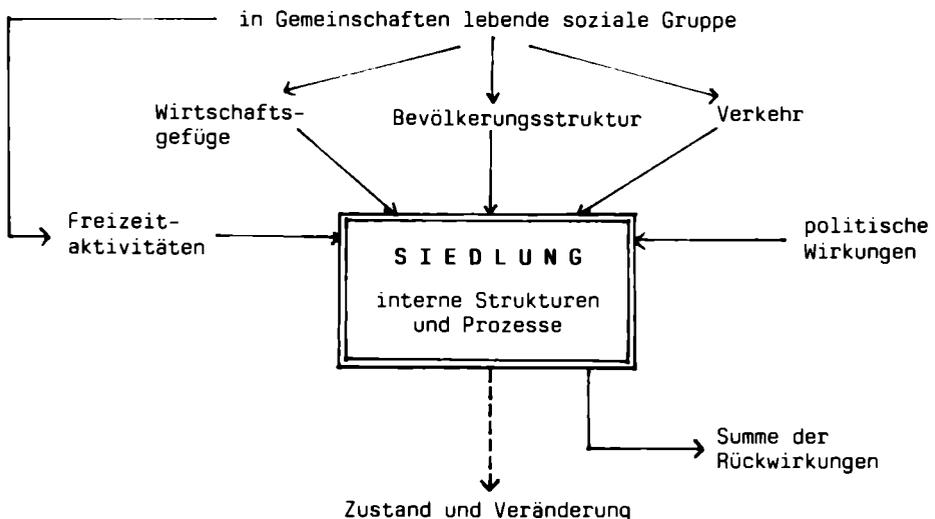
b) Fast 23 % der Gebäude, also auch etwa jedes vierte Haus, werden von Pensionisten bewohnt, wo die Erbfolge meist bedroht ist, sodaß der Trend zu künftigen Zweitwohnsitzen oder sogar weiteren leerstehenden Gebäuden vorgezeichnet ist.

c) Nur 20 % der Häuser, also jedes fünfte, werden landwirtschaftlich genutzt. Damit wird die Bezeichnung „Agrarort“ — der für die Großgemeinde noch durchaus zutreffend ist! — schon etwas in Frage gestellt. Läßt man die neunzehn Häuser, die leerstehen oder als Zweitwohnsitz gelten, weg, dann erhöht sich der Anteil der Bauernhöfe auf 25 % der Gesamtgebäude. Erst wenn man auch die Wohnhäuser mit reinen Pensionistenhaushalten ebenfalls nicht berücksichtigt, macht die Zahl der bäuerlichen Wohngebäude fast 40 % aller Häuser aus. Denn insgesamt dient nur die Hälfte aller Gebäude des Ortes erwerbstätigen Personen. Aufschlußreich ist auch das Baualter der Gebäude. Die Wohngebäude an den Ortsrändern sind zum Teil in der Wiederaufbauphase nach 1945 entstanden. Nach 1965, als die Abwanderung aus der Gemeinde verstärkt einsetzte, wurden aber nur mehr sechs Häuser errichtet!

2. Einflüsse auf eine Siedlung

Siedlungen ganz allgemein sind die „Knotenpunkte der menschlichen Aktivitäten“⁴⁾: in Gemeinschaften leben, wohnen, arbeiten, sich versorgen, sich bilden und die Freizeitaktivitäten können hier stattfinden. Je stärker die jeweiligen Aktivitäten in einer Siedlung ausgeübt werden können, desto attraktiver kann sie für ihre Bewohner sein. Jede Siedlung steht deshalb in einem „vernetzten System“, auf das mehrere Elemente wechselseitig einwirken.

Abb. 2: Siedlung im vernetzten System (eigener Entwurf)



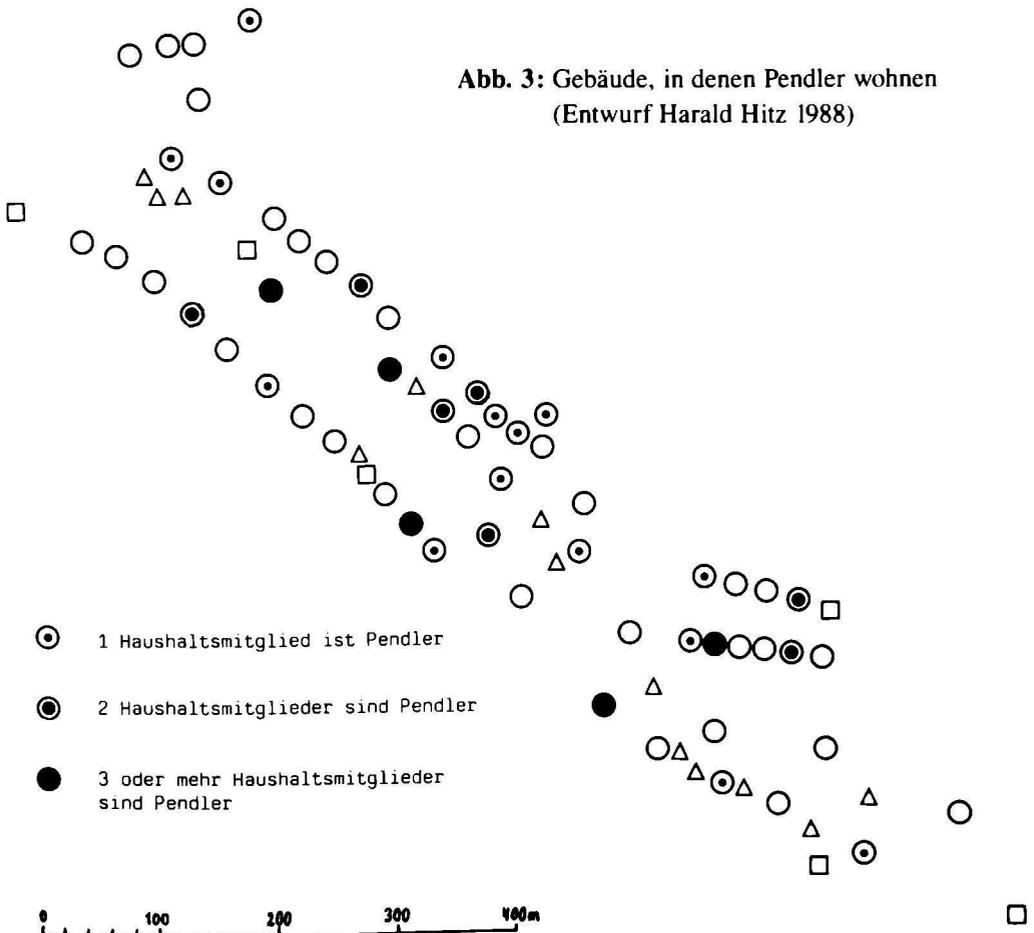
⁴⁾Cay Lienau, Ländliche Siedlungen (Braunschweig 1986) S. 13.

2.1 Arbeitsplätze

Im Ort gibt es elf landwirtschaftliche Vollerwerbs- und drei Nebenerwerbsbetriebe, vier industriell/gewerbliche Betriebe (eine Bäckerei; eine Tischlerei; eine Molkereigenossenschaft, deren Käsereibetrieb vor der Schließung steht; eine Lagerhausgenossenschaft mit Reparaturwerkstätte) sowie sieben Dienstleistungsbetriebe (ein Gasthaus mit einer Greißlerei, ein eingruppiger Kindergarten, eine zweiklassige Volksschule, ein Postamt, eine Raiffeisenbankfiliale, das Gemeindeamt und die Pfarrkirche mit Pfarramt). Aus dieser Aufzählung wird deutlich, daß das Arbeitsplatzangebot Waldkirchens sehr gering ist. Da die landwirtschaftlichen Betriebe keine zusätzlichen Arbeitsplätze anbieten können, bestehen als Alternativen nur Abwanderung oder Pendelwanderung. Eine Ursache für die leerstehenden Gebäude liegt also im Mangel an Arbeitsplätzen.

2.2 Pendelwanderung

Von insgesamt 71 Haushalten gibt es in 36 Pendler, also in jedem zweiten Haushalt. In 23 Haushalten gibt es einen Pendler, in neun Haushalten zwei, in vier Haushalten drei oder vier Pendler. Von den 53 Pendlern sind 37 Männer und 16 Frauen.



Nimmt man die Stellung der Pendler innerhalb der Familien als Einteilungsgrundlage, so ergibt sich nachfolgendes Bild⁵⁾:

Tab. 2: Stellung der Pendler innerhalb der Familien

Ehemänner	16 = 30 %
Ehefrauen	7 = 13 %
erwerbstätige Kinder	30 = 57 %

Die für eine Dorfgemeinschaft erschreckenden Folgerungen ergeben sich daraus, daß mehr als die Hälfte der noch innerhalb der Familien lebenden erwerbstätigen Kinder Pendler sind. Sie üben Berufe aus oder erlernen Tätigkeiten, nach denen in der Gemeinde Waldkirchen zuwenig oder keine Nachfrage besteht. Diese Gruppe von Pendlern stellt aber potentielle Abwanderer für die nächsten Jahre dar. Sie werden neue Familien nur zum Teil in Waldkirchen gründen und daher nicht für den nötigen Wachstumsschub der Gemeinde sorgen können. Die Folge wird eine weiter zunehmende Überalterung der Ortsbewohner sein.

Fragt man nach den Arbeitsorten der Pendler, so ergeben sich zwischen den männlichen und weiblichen deutliche Unterschiede.

Tab. 3: Arbeitsorte der Pendler nach Geschlechtern und nach der Stellung innerhalb der Familien

Zielort (Entfernung in km)	männlich	weiblich	gesamt	davon		
				Ehemänner	Ehefrauen	Kinder
Dobersberg (6)	7	9	16	3	5	8
Karlstein (13)	5	—	5	3	—	2
Kautzen (13)	1	—	1	1	—	—
Waidhofen/Thaya (19)	8	—	8	4	—	4
Eggern (21)	1	2	3	—	2	1
Groß-Siegharts (25)	1	—	1	—	—	1
Dietmanns (26)	—	1	1	—	—	1
Schwarzenau (29)	2	—	2	2	—	—
Gmünd (45)	2	—	2	1	—	1
Horn (51)	1	—	1	1	—	—
andere Gemeinden in NÖ	2	1	3	—	—	3
Wien	7	1	8	1	—	7
andere Bundesländer	—	2	2	—	—	2
	37	16	53	16	7	30

Kombiniert man die Informationen aus der Tabelle 3, so zeigt sich das für Pendlerregionen typische Erscheinungsbild. Die Ehemänner nehmen zwar vorrangig Arbeitsmöglichkeiten in der engeren Umgebung wahr, doch pendeln sie bei Bedarf auch zu weiter entfernten Orten. Die berufstätigen Ehefrauen können aus ihrer Doppelbelastung Arbeitnehmerin

⁵⁾ Vgl. dazu auch Harald Hitz, Der Einfluß der Pendelwanderung auf das Dorf Thuma bei Karlstein. In: Das Waldviertel 26 (1977) S. 158-162.

— Haushaltführende heraus keine weiten Pendelstrecken in Anspruch nehmen. Anders ist es bei den erwerbstätigen Kindern. Zwar pendelt über die Hälfte ins engere Umland Waldkirchens, doch ein großer Teil hat seine Arbeitsmöglichkeiten außerhalb des Waldviertels. Der drohende Prozeß ist absehbar: Mit zunehmendem Alter und meist bei der Familiengründung wird die Pendelwanderung als zu beschwerlich empfunden und daher aufgegeben oder wenigstens die Pendeldistanz reduziert.

Da die Käufernachfrage für Gebäude in Waldkirchen trotz vorhandener reizvoller Landschaft gering ist, bleiben Häuser ehemaliger Pendler oft ungenutzt oder dienen als Zweitwohnsitz. Dies erklärt die Massierung leerstehender Wohnhäuser am Ortsrand. Als diese erbaut wurden, hatten deren Besitzer noch Arbeitsplätze in oder um Waldkirchen — die nachfolgende Generation aber fand in ihrem Heimatort keine adäquaten Arbeitsplätze mehr.

2.3 Verkehrssituation

Die ständige Zunahme der Pendler im Umland der Großstädte dokumentiert, daß Pendeln heute von sehr vielen Menschen als normale Möglichkeit angesehen wird, einen geeigneten Arbeitsplatz in einer bestimmten Siedlung zu erreichen und gleichzeitig in einer anderen Siedlung mit höherem Wohn- und Freizeitwert zu wohnen — um also die eigene Lebensqualität zu erhöhen.⁶⁾ Voraussetzung dafür sind gute Verkehrsverbindungen.

Wie sieht es damit in Waldkirchen aus? Die ÖBB-Linie Schwarzenau (Franz-Josefs-Bahn-Knotenpunkt) — Waidhofen/Thaya — Waldkirchen — Fratres führte ursprünglich weiter nach Südböhmen/Südmähren: über Zlabings wurde Iglau erreicht. Der „Eiserne Vorhang“ hat diese Verkehrsverbindung durchtrennt. 1945 wurde Fratres Endstelle der Linie, in den siebziger Jahren wurde die Endstelle nach Gilgenberg verlegt. 1986 kam das endgültige Ende für den Personenverkehr von Waidhofen nach Waldkirchen. Nur der Güterverkehr zwischen Waidhofen/Thaya und Waldkirchen ist noch aufrecht, lebt aber fast ausschließlich von den Aufträgen der Lagerhäuser Dobersberg und Waldkirchen. Die Schienen von Waldkirchen bis Fratres sollen demnächst abgetragen werden. Allerdings muß auch gesagt werden, daß die Fahrpläne für Pendler wenig attraktiv gewesen sind.⁷⁾

Ersatz soll seit 1986 der Autobusverkehr bieten. Von Waldkirchen nach Waidhofen/Thaya, dem Bezirkshauptort, führen an Werktagen täglich fünf Linien, wobei der erste Kurs den Benützern den Anschluß an den Frühzug Waidhofen — Schwarzenau ermöglicht. Der letzte Bus nach Waldkirchen verläßt Waidhofen um 18.30 Uhr — Benützer des Abendzuges von Wien hätten also keine Anschlußmöglichkeit mehr.⁸⁾ Somit sind die Bewohner Waldkirchens — mit Ausnahme der Schüler und etlicher Lehrlinge, die nach Dobersberg oder Waidhofen fahren — vor allem auf ihre eigenen Kraftfahrzeuge angewiesen. Der mangelhafte öffentliche Verkehr ist sicher eine Ursache dafür, daß die Pendeldistanz vom Zeitaufwand her gegenüber großstädtischen Pendlereinzugsbereichen geringer ist: eine Stunde

⁶⁾ Vgl. allgemein dazu Elisabeth Lichtenberger, *Stadtgeographie I* (Stuttgart 1986) bes. S. 250 ff.

⁷⁾ Man vgl. die angesprochene Problematik in einem Aufsatz über das Weinviertler Nebenbahnwesen bei Erik Mikura, *Zur Problematik der ehemaligen niederösterreichischen Landesbahnen*. In: *Unsere Heimat* 59 (1988) S. 159-162.

⁸⁾ Daß es immer wieder zu Schwierigkeiten kommen kann, zeigt der nachfolgende Artikel aus der NÖN/Waidhofer Zeitung 119. Jg., Nr. 45 (10. 11. 1988) S. 4: Bei Straßenbauarbeiten in Gilgenberg wurde die Asphaltdecke so dick aufgetragen, daß der Postbus (das einzige öffentliche Verkehrsmittel) nicht mehr unter der Eisenbahnbrücke durchfahren kann.

Es muß zwischen Waldkirchen und Fratres ein zusätzlicher Kleinbus eingesetzt werden, während der Postbus

Fahrzeit innerhalb Wiens etwa ist mit öffentlichen Verkehrsmitteln nicht so anstrengend wie eine Stunde Fahrt mit einem Privat-Pkw von Waldkirchen aus. Doch vielleicht ist die Mobilitätsbereitschaft mancher Waldkirchner auch etwas geringer als jene im großstädtischen Umland — hier fehlt es noch an detaillierten Untersuchungen.

2.4 Die Versorgung mit Dienstleistungen

Waldkirchen stünde von seiner räumlichen Lage her innerhalb des Netzes der Zentralen Orte eigentlich die Stellung eines Hauptdorfes zu.⁹⁾ Von den dafür nötigen Einrichtungen besitzt Waldkirchen eine Pfarre, ein Gemeindeamt, ein Postamt, eine Raiffeisenbank-Filiale sowie eine Volksschule. Dazu kommt noch der Kindergarten. Diese überwiegend „offiziellen Dienstleistungen“ sind also vorhanden, wegen der geringen und noch dazu abnehmenden Bevölkerungszahl mangelt es aber an privaten Diensten. Die nächstgelegene Ordination eines praktischen Arztes ist im sechs Kilometer entfernten Dobersberg, genauso wie der nächstgelegene Tierarzt. In Dobersberg, das ja auch einen bedeutenden Arbeitsort für Waldkirchen darstellt, werden die Dienste eines zentralen Ortes unterer Stufe angeboten: Hauptschule, Zahnarzt, Landwirtschaftskammer, Bekleidungsgeschäft, eine größere Auswahl an Zeitungen und Zeitschriften tragen zur besseren Versorgung der Bevölkerung bei. Die Konkurrenz Dobersbergs behindert also teilweise einen zentralörtlichen Aufschwung Waldkirchens, wobei aber die stetige Bevölkerungsabnahme ohnehin keinen zentralörtlichen Aufstieg zuließe. Für die Grundversorgung der Bevölkerung des Ortes stehen auf dem privatwirtschaftlichen Sektor nur eine Bäckerei und ein „Greißler“ zur Verfügung.

Insgesamt ist also die Versorgung Waldkirchens mit Dienstleistungen, die mit die Attraktivität einer Siedlung ausmachen, bescheiden. Der Anreiz für die Einwohner, im Ort einzukaufen, die Kaufkraft im eigenen Ort zu belassen, ist gering. Eine mögliche Abwanderungstendenz wird durch eine umfassende Versorgung nicht gemildert, die Pendler brauchen andererseits keine großen Gewissensbisse zu bekommen, wenn sie in ihren Arbeitsorten einkaufen.

2.5 Die Bevölkerungssituation

Es wurde bereits öfters angedeutet, daß hinter der beschriebenen Siedlungssituation eine negative Bevölkerungsentwicklung steht.¹⁰⁾

Abb. 4 zeigt die ständige Abnahme der Bevölkerungszahl seit 1880, die sich natürlich auch in der Siedlung auswirken mußte. Leerstehende Räume in größeren Bauernhöfen und Einfamilienhäuser am Dorfrand sind nur zwei Seiten der gleichen Angelegenheit. Hauptursache für die Bevölkerungsentwicklung war und ist vor allem die wirtschaftliche Situation. So gab es in der ökonomisch trostlosen Zwischenkriegszeit fast keine Veränderungen, weil

in Waldkirchen wartet! Fahrgäste aus Fratres und Gilgenberg müssen nach Wien vier verschiedene Verkehrsmittel benützen und dreimal umsteigen!

Die Behörden sind ruhig und die Bevölkerung empört. Wer ist für diese Verschwendung der Steuergelder verantwortlich?

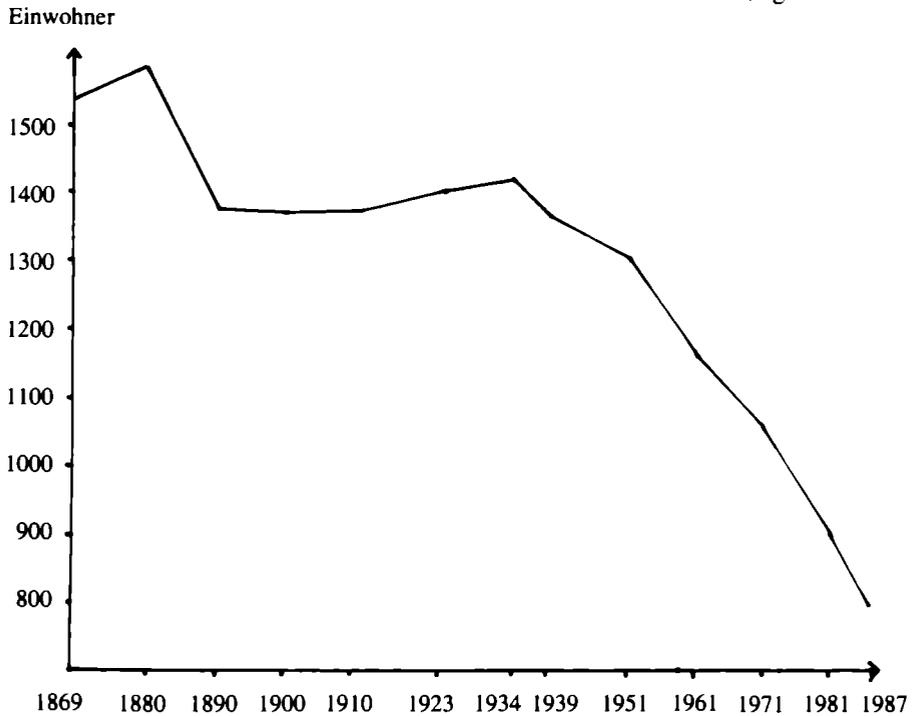
Dazu der zuständige Straßenmeister: „Wir sind uns keiner Schuld bewußt. Es besteht eine Höhenbeschränkung von drei Metern, tatsächlich stehen jedoch 3,17 Meter zur Verfügung. Während die alten Busse durchkamen, ist dies bei den neuen nicht mehr der Fall.“

⁹⁾ Grundlegend dazu Karl Stigl bauer, Die Hauptdörfer in Niederösterreich. Eine Untersuchung Zentraler Orte Unterster Stufe (=Veröffentlichungen des Österreichischen Institutes für Raumplanung 26, Wien 1971).

¹⁰⁾ Ich verwende in diesem Abschnitt auch Daten der Großgemeinde Waldkirchen, um Vergleiche mit anderen Gemeinden leichter durchführen zu können.

Abb. 4: Bevölkerungsentwicklung der Großgemeinde Waldkirchen seit 1869¹¹⁾

(eigener Entwurf)



damals überall Arbeitsplätze Mangelware waren. Auf Bauernhöfen konnten auch die eigentlich nicht für die Arbeit benötigten Menschen leichter überleben. Aber nicht nur die Zahlen für die Großgemeinde gingen zurück. Auch der Ort Waldkirchen allein verlor von 1971 bis 1981 40 Einwohner, also 13,2 % der 1971 wohnhaften Bevölkerung.¹²⁾

Der Bevölkerungsrückgang wurde primär durch die Abwanderung bewirkt. Erst seit der Dekade 1971-1981 ist auch die Geburtenbilanz negativ — und wird es wahrscheinlich auch bleiben.

Von den 71 Haushalten des Ortes Waldkirchen haben derzeit 27 Haushalte wenigstens ein Kind unter 19 Jahren, also 38 %. Die Kinderzahl teilt sich auf die Haushalte so auf:

Tab. 4: Kinder je Haushalt

Haushalte mit 1 Kind	11
Haushalte mit 2 Kindern	11
Haushalte mit 3 Kindern	4
Haushalte mit mehr als 3 Kindern	1

¹¹⁾ Österreichisches Statistisches Zentralamt (Hg.), Volkszählung 1981. Wohnbevölkerung nach Gemeinden mit der Bevölkerungsentwicklung seit 1869 (=Beiträge zur österreichischen Statistik 630/1, Wien 1982) S. 30-31, mit Korrekturen. Die Werte für 1987 stammen aus der Personenstandserhebung vom Oktober 1987.

¹²⁾ Berechnet nach Österr. Stat. Zentralamt (Hg.), Ortsverzeichnis 1971. Niederösterreich (Wien 1976) S. 178 und Dass., Ortsverzeichnis 1981. Niederösterreich (Wien 1984) S. 377.

Die „industrielle Bevölkerungsweise“ — höchstens zwei Kinder je Familie — hat sich also schon durchgesetzt, wengleich abgewanderte Kinder hier nicht berücksichtigt werden konnten. Wir können aber rechnen, daß unter den derzeitigen Verhältnissen ein beachtlicher Teil dieser Jugendlichen abwandern müssen wird, was für die Zukunft ein noch düsteres Bild ergibt. So betrug 1981 die Geburtenbilanz der Großgemeinde gegenüber 1971 $-0,3\%$, die Wanderungsbilanz $-15,4\%$! Insgesamt hat die Gemeinde Waldkirchen seit 1951 $31,3\%$ ihrer Einwohnerzahl verloren!¹³⁾ Besonders erschütternd ist die Tatsache, daß zwischen 1971 und 1981 $23,4\%$ der 15- bis 29jährigen Einwohner der Großgemeinde abgewandert sind.¹⁴⁾ Daß dieser Trend noch nicht beendet sein wird, ist aus einem Vergleich der Berufstätigen nach Wirtschaftssektoren innerhalb der Großgemeinde zu ersehen.¹⁵⁾

Tab. 5: Veränderung der Berufstätigen nach Wirtschaftssektoren in Prozent

Jahr	Land- und Forstwirtschaft	Industrie und Gewerbe	Dienstleistungen
1971	60,6	26,5	12,8
1981	45,2	31,3	23,5
	- 15,4	+ 4,8	+ 10,7

Während im österreichischen Bundesgebiet im genannten Zeitraum nur mehr die Zahl der Dienstleistungsberufe zunahm, hatte die Gemeinde Waldkirchen auch noch im Sekundärsektor einen Nachholbedarf. Dessenungeachtet ist der Berufstätigenanteil im Primärsektor noch immer sehr hoch, er wird aber in den nächsten Jahren weiter zurückgehen. Damit schließt sich der „Teufelskreis“: Die aus der Landwirtschaft ausscheidenden Menschen finden nur zum Teil einen neuen Arbeitsplatz im Umland, Abwanderung wird das Los vieler sein, zumindest aber eine Ausweitung der Pendelwanderung. Im Siedlungsbild und in der Gebäudenutzung werden wir dann den räumlichen Niederschlag dieser Veränderungen erkennen können.

3. Zusammenfassung

Als Merkmale einer Siedlung im ländlichen Raum werden genannt:¹⁶⁾

- geringe Siedlungsgröße, daher wenig Einrichtungen zur Versorgung der Bevölkerung;
- geringe Bevölkerungs- und Arbeitsplatzdichte, weil die landwirtschaftliche Produktion größere Flächen benötigt und wenig Industriebetriebe vorhanden sind, sodaß sich ein Pendlerdefizit ergibt;
- Hervortreten agrarischer Berufsgruppen mit geringer Vielfalt an anderen Berufen und Arbeitsplätzen;
- geringe Industriedichte wegen der Standortnachteile gegenüber den Ballungsräumen;
- von der Stadt unterschiedliche Wohnformen (Einfamilienhäuser, Bauernhöfe).

¹³⁾ Siehe Anm. II!.

¹⁴⁾ Österr. Stat. Zentralamt (Hg.), Großzählung 1981. Ausgewählte Maßzahlen nach Gemeinden (=Beiträge zur österreichischen Statistik 900/1, Wien 1988) S. 12.

¹⁵⁾ Österr. Stat. Zentralamt (Hg.), Volkszählung 1981. Hauptergebnisse II Niederösterreich (=Beiträge zur österreichischen Statistik 630/14, Wien 1985).

¹⁶⁾ Nach Lienau, Ländliche Siedlungen (wie Anm. 4) S. 9 ff.

Der Ort Waldkirchen erfüllt alle diese Merkmale. Das Siedlungsbild ist sozusagen das Abbild der herrschenden ökonomisch-kulturellen Situation. Diese Feststellung soll nicht das vorhandene Gemeinschaftsleben und besondere Engagement einzelner Personen schmälern: Die Pfarrgemeinde funktioniert, Katholisches Bildungswerk und Bildungs- und Heimatwerk widmen sich der Erwachsenenbildung, die Gemeinde ist noch immer Identifikation. Aber: Waldkirchen hat derzeit keine eigene Entwicklungsdynamik positiver Art. Die Lage im peripheren Raum innerhalb einer kapitalistisch orientierten Wirtschaft benachteiligt die Region besonders.

Daß für diese Situation Staat und Land mitverantwortlich sind, soll hier deutlich hervorgehoben werden. Die „politischen Einflüsse“, die ja auch die Siedlungen betreffen, haben sich für Waldkirchen nicht positiv ausgewirkt. Die Gemeinde wurde offenbar allein gelassen, so wie viele andere Gemeinden des Waldviertels. Mit Neid muß hier der Blick in das „Zonenrandgebiet“ der Bundesrepublik Deutschland gehen, wo die verantwortungsvolle Politik der Bundesregierung manche Probleme schon in den Griff bekommen hat.¹⁷⁾ Wann wird dies auch für den Waldviertler Grenzraum geschehen?

¹⁷⁾ Vgl. dazu Hans-Jörg Sander, Das Zonenrandgebiet (=Problemräume Europas 4, Köln 1988) oder Klaus Achim Boesler, Das Zonenrandgebiet. In: Geographische Rundschau 37 (1985) S. 380-384. Grundsätzlich zur Problematik: Franz Brunner, Die Fremdbestimmung des ländlichen Raumes. Mangelnde Erfüllung der Daseinsgrundfunktionen in ruralen Kleinsiedlungen. In: Festschrift für Wilhelm Leitner (=Arbeiten aus dem Institut für Geographie der Karl-Franzens-Universität Graz 27, Graz 1986) S. 17-28.

Andreas Kusternig

„Magie der Industrie“ Die ungewöhnliche Landesausstellung

Die Industrialisierung ist das zentrale Ereignis der jüngeren Menschheitsgeschichte. Durch die Entwicklung der industriellen Massenproduktion sind seit dem Ende des 18. Jahrhunderts so gut wie alle Aspekte unseres Lebens verändert worden — die kleinen Gegenstände unseres Alltags ebenso wie unsere gesamte Lebensweise. Dieser Prozeß verwandelt seit dieser Epoche die Wirtschaft ebenso unablässig wie den sozialen Bereich. Er schuf neue Arbeitsplätze und damit Möglichkeiten für Einkommen, Konsum, Freizeit und eine ehemals unvorstellbare Mobilität. Aber nicht nur der Lebensstandard aller Bevölkerungskreise hat sich im Gefolge des technischen Fortschritts entscheidend verbessert. Als Folge der Industrialisierung haben sich demokratische Grundsätze durchgesetzt und unsere heutigen politischen Parteien gebildet. Die Industrie eröffnete neue Möglichkeiten künstlerischer Gestaltung und der Reproduktion von Kunst in Druck, Foto, Film, Fernsehen und nicht zuletzt durch die Entwicklung der Computergrafik. Die alltägliche Konfrontation mit „industrial design“ beeinflusste in der Folge unsere ästhetischen Maßstäbe und Sehgewohnheiten aufs nachhaltigste.

Diesen Positiva steht eine ebenso lange Liste von Bedrohungen gegenüber. Der schlurafische Massenkonsum ist nur für einen kleinen Teil der Menschheit Realität geworden: Die

Ungleichheit von Nord und Süd hat sich nur verstärkt. Der technische Fortschritt hat die Produktivität beschleunigt und die Werbebranche entstehen lassen, die uns zu immer rascherem Konsum anregt — von der Anschaffung einer sprechenden Waschmaschine bis zum Lunch in einer Fast-Food-Kette: Unser berufliches und privates Leben ist unter das Diktat eines oft schon unerträglichen Tempos geraten. Der Fabrikarbeiter stöhnt über die abstumpfende Monotonie und die Entfremdung seiner Arbeit in lärmgefüllten, riesigen Fabrikhallen, die Kulturphilosophen über maschinell in Großserien hergestellte „Glutzfenster“ aus Kunststoff im Kleinen und über die Unwirtlichkeit unserer Fertigteil-Städte im Großen. Aber noch schlimmer: Die Produkte, die für die Industrialisierung erforderlichen Bauten und vor allem die Notwendigkeiten der Produktion selbst prägen und belasten unsere Umwelt mit sich auftürmenden Müllbergen, häßlichen Fabrikanlagen, unnötig breiten Straßen, rauchenden Schloten und verschmutzten Gewässern oft schon über das erträgliche Maß hinaus. . . Diese Aufzählung des Für und Wider enthält freilich auch eine Reihe von Klischees und Halbwahrheiten. In den letzten Jahren hat sich ein Umdenken angekündigt — vom Konsumverzicht auf der einen bis zu den Entschwefelungsanlagen auf der anderen Seite. Es liegt an der Menschheit selbst, ob die Industrialisierung ein kurzer Traum vom schnellen und großen Glück mit schrecklichem Erwachen sein wird!

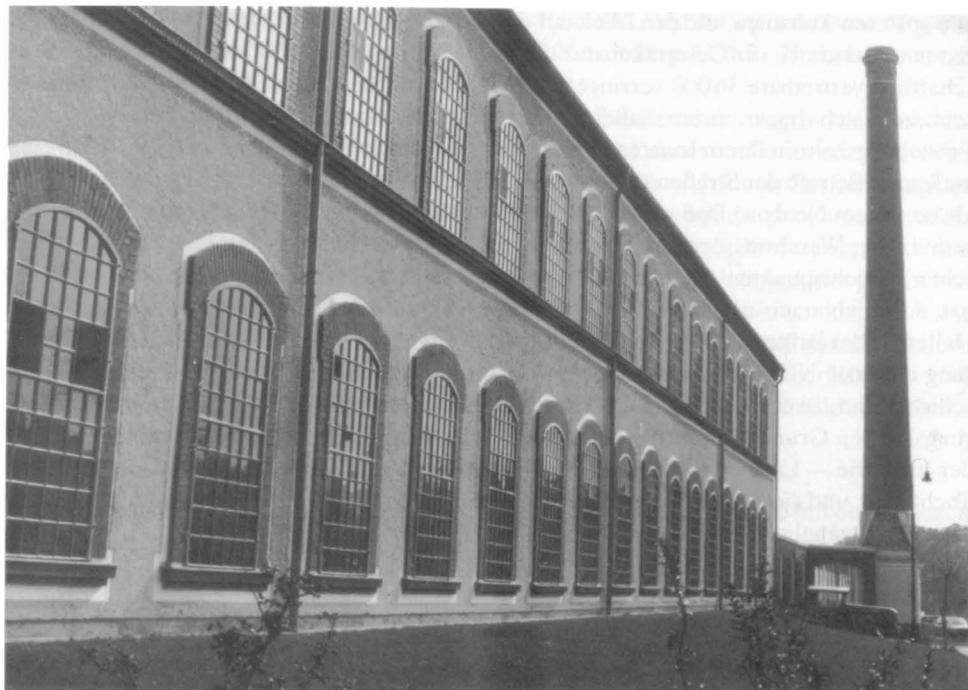
Zwei zukunftsweisende Entscheidungen

Welches Bundesland Österreichs könnte angesichts solcher Chancen und Bedrohungen durch die Industrialisierung in höherem Maße berufen sein, sich mit den Problemen, der Bedeutung und der Geschichte der Industrie zu beschäftigen als Niederösterreich, das industrielle Herz der Alpenrepublik, das Bundesland mit der mächtigsten industriellen Tradition? Die Kontroversität des Themas verlangt geradezu nach einer sachlichen Information für die Bevölkerung.

Deshalb bestand innerhalb der NÖ Landesregierung schon seit vielen Jahren die Absicht, neben den kunst- und kulturgeschichtlichen Landesausstellungen auch zu diesem Thema eine große Exposition durchzuführen, doch es fehlte vor allem ein Veranstaltungsort. Es gehört bekanntlich zur guten Tradition der Landesausstellungen, daß bei dieser Gelegenheit auch das jeweilige Ausstellungsgebäude restauriert und möglichst auch revitalisiert wird. Die Durchführung einer Industrieausstellung in einem Kloster oder einem Schloß kam aus verständlichen Gründen nicht in Frage, und die enorm kostenintensive Restaurierung eines alten Fabriksgebäudes nur zum Zweck der Durchführung einer Landesausstellung ohne brauchbares Konzept zur Nachnutzung war ebensowenig zu verantworten.

Eine Lösung dieses Problems kam erst in Sicht, als die NÖ Landesregierung beschloß, den längst fälligen Neubau der Straßenmeisterei Pottenstein nicht auf einer bereits gekauften grünen Wiese durchzuführen, sondern die Gebäude der 1981 stillgelegten traditionsreichen Pottensteiner Tuchfabrik für diesen Zweck zu adaptieren. Durch diese Revitalisierung sollte gleichzeitig den Pottensteinern ihr seit rund zwei Jahrhunderten bestehender und gewissermaßen zum Ortsbild gehöriger Bezugspunkt und allen Niederösterreichern ein hervorragendes Beispiel der Fabriksarchitektur der Zeit der Jahrhundertwende als „Denkmal der Industriegesellschaft“ erhalten werden.

Sobald die Kulturabteilung von diesem Projekt erfuhr, erreichte sie durch das Entgegenkommen der die Revitalisierung beaufsichtigenden Bauabteilung rasch die Zustimmung, hier die lange geplante Industrieausstellung durchzuführen. In den nächsten Jahren wurden



Alte Tuchfabrik in Pottenstein

(Foto: NÖ Landesregierung, Bildstelle, Bernhart)



**Eindrucksvolle Architektur
der alten Halle in Pottenstein**

(Foto: NÖ Landesregierung, Bildstelle, Bernhart)

alle späteren Zubauten, die den Blick auf die ursprüngliche Bausubstanz verstellten, abgerissen und dadurch die Gesamtkubatur der Baulichkeiten von 95 000 Kubikmeter auf wirtschaftlich vertretbare 36 000 verringert. Die Hallen aus den Jahren um 1880 und 1913 präsentieren sich heute ihrem äußeren Erscheinungsbild nach wieder so wie zu ihrer Entstehungszeit, in ihrem Inneren bieten sie ausreichenden Raum für den seit 27. Mai 1988 laufenden Betrieb der Straßenmeisterei und all dies bei sogar knapp niedrigeren Baukosten als bei einem Neubau: Daß man hier auch in umwelttechnischer Hinsicht mit Hackschnitzelheizung, Waschwasserwiederverwendungsanlage und einem nach modernsten biologischen Gesichtspunkten geplanten Löschteich eine „Musterstraßenmeisterei“ eingerichtet hat, darf nicht unerwähnt bleiben. Denn damit schließt sich der Kreis: In diesen herrlichen Hallen findet aufgrund des zweiten zukunftsweisenden Beschlusses der NÖ Landesregierung die erste NÖ Landesausstellung zu einem brandaktuellen Thema der Wirtschaftsgeschichte statt, zu einem Thema, das uns alle angeht und zu dem es zunächst breiten Bevölkerungskreisen Grundsatzinformationen zu vermitteln gibt. Die Landesausstellung „Magie der Industrie — Leben und Arbeiten im Fabrikszeitalter“ öffnete am 29. April in der Alten Tuchfabrik und (jetzigen) Neuen Straßenmeisterei Pottenstein ihre Pforten und ist bis 29. Oktober zugänglich.

Die Magie der Industrie

Der Titel „Magie der Industrie“ signalisiert die eingangs skizzierte Faszination wie die Gefahren, die von der Industrie ausgehen. Es geht um die alten Sehnsüchte nach Überwindung der Schranken der Natur ebenso wie um das gefährliche Umgehen mit ihren Kräften und um den Aufschwung der Lebenshaltung, den die Technik beschert hat, aber auch um die Ungewißheit der weiteren Entwicklung. Über dem gesamten Thema steht die Warnung, die Goethe mit dem „Zauberlehrling“ ausgesprochen hat, nämlich daß wir die Kräfte, die wir riefen, nicht mehr los werden.

Eingelöst wird der Titel gleich am Eingang in die im ersten Stock gelegene Osthalle durch die Präsentation ausgewählter Objekte eines alchimistischen Labors aus der Zeit um 1580, das erst vor wenigen Jahren im Schloß Oberstockstall bei Kirchberg am Wagram entdeckt wurde und in seiner Geschlossenheit eine bisher noch nicht bekanntgemachte Welt-sensation darstellt. Denn das technische Experimentieren, bei dem die Magie eine große Rolle spielte, bildete einen nicht zu unterschätzenden Ansatz zur Industrialisierung. Freilich erwies sich rasch, daß der Mensch nicht in der Lage ist, tatsächlich „Gold“ zu erzeugen, sondern höchstens „Geld“ zu machen, und dies nur mit Fleiß, „industria“, wie es die Römer nannten. Selbst schon durchaus rational denkende, „aufgeklärte“ Erfinder wie Isaac Newton waren sich nie sicher, ob es nicht doch Naturphänomene gäbe, die nur auf magischem Wege zu erklären wären.

Freilich sind manche Mythen erst im Zuge der Industrialisierung möglich geworden: etwa der Glaube, daß alles technisch machbar sei, die Vergötterung der Geschwindigkeit und der „großen Zahl“, die als Angabe von Quantität den Nachweis von Qualität ersetzen soll — „der elfmillionste Käfer ist vom Band gerollt“ — und letztendlich auch den Weg zur Vermassung unserer Gesellschaft bis hin ins Politische geebnet hat. Während sich diese Phänomene und ihre tiefere Bedeutung oftmals nur in Plakaten oder Werken der hohen Kunst und in der Ausstellung vor allem in einer Multimediaschau spiegeln, sind zwei „Ikonen“ der Industrie allbekannt — und haben dennoch ihre wenig bekannte, bewegte Geschichte: Der rauchende Schornstein war, heute kaum mehr bewußt, noch vor wenigen

Jahren das Symbol wirtschaftlicher Prosperität schlechthin, und der Hammer war zunächst lediglich eine bildliche Verdichtung des Arbeitsfleißes, eine politische Bedeutung wuchs ihm erst relativ spät zu.

Neben diesem „magisch-mythischen Überbau“ der Industrialisierung und der anschaulichen Dokumentation der unbestreitbaren Hebung des Lebensstandards aller Bevölkerungsschichten werden die abstumpfende Monotonie und die vielzitierte Entfremdung der Arbeit, ihre Auswirkungen auf die Arbeiter und ihre Familien, auf die politische Entwicklung und die Beschleunigung unserer gesamten Lebenswelt gezeigt. Dem stehen wiederum die Kultur sowie die Funktionen und tatsächlichen Leistungen der Unternehmer gegenüber, ohne die der gewaltige Aufschwung der westlichen Hemisphäre ebenso undenkbar wäre wie ohne den kräftigen Arm des Arbeiters. Das Denken über Industrie und das allmähliche Erkennen der Grenzen des Machbaren spiegelt sich in Werken höchstangiger Künstler vom 18. Jahrhundert bis in unsere Gegenwart in einem eigenen, als „Kunstpyramide“ gestalteten Bereich.

Niederösterreich als industrielles Herz

Niederösterreich ist das industrielle Herz Österreichs, das Bundesland mit der stärksten industriellen Tradition. Demgemäß ist der zweite Teil der Ausstellung in der westlichen, ebenerdigen Halle mit ihrem überraschenden Raumgefühl und ihrer hochinteressanten Dachkonstruktion einem Rundgang durch die Geschichte der Industrie in Niederösterreich gewidmet. Den Anfang machen die Handweberei (am Beispiel des Bandkramerlandls), die Glaserzeugung (Hohlglas an Beispielen aus dem Waldviertel, Luxusspiegel aus Neuhaus bei Pottenstein) und die Baumwollproduktion: Die eine konfrontiert den Betrachter mit den noch ganz von höfisch-adeligen Konsumanforderungen und vom Merkantilismus bestimmten Anfängen der Industrie, die andere zeigt die Bedeutung der Kaufkraft der Bevölkerungsmassen — Niederösterreich entwickelte sich seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu einem Zentrum der Baumwollverarbeitung (auch an europäischen Maßstäben gemessen). Am Ende dieser interessanten Zeitreise, von der nur noch die sozialpolitisch bahnbrechenden Experimente der Berndorfer Krupps und die designerischen und technischen Glanzleistungen niederösterreichischer Automobilkonstrukteure der Zwischenkriegszeit hervorgehoben seien, steht ein Ausblick in die Zukunft der Industrie: Computer werden immer mehr Planungs- und Steuerungsaufgaben übernehmen, und Roboter werden den Menschen die entwür-



Laterne aus dem Stift Zwettl. 1718
(Foto: NÖ Landesregierung, Bildstelle, Bernhart)

digendsten, monotonsten und gesundheitsgefährdendsten Arbeiten abnehmen — neue Chancen und neue Gefahren in menschenleeren Produktionshallen.

Von der Biotechnologie zu High-Tech

Gleich daneben präsentieren innovative niederösterreichische Firmen ihre Produkte, Erfolge, Unternehmensstrukturen und sozialen Einrichtungen — eine bunte Palette von der Biotechnologie über das Elektroauto der Zukunft bis zu High-Tech-Produkten aus Keramikfasern. Das genaue Programm ist dem bei der Kulturabteilung erhältlichen Faltprospekt zu entnehmen. Dieser enthält auch das gesamte reichhaltige Rahmenprogramm. Von den Sonderausstellungen sei hier besonders auf „Innovatives Niederösterreich“, eine Ausstellung der NÖ Handelskammer über die in den letzten zehn Jahren mit Preisen bedachten Innovationen aus Niederösterreich, und auf „Mensch und Straße“ hingewiesen, eine sehr hübsch und informativ gestaltete Exposition über die Bedeutung der NÖ Straßenverwaltung und das stille und so oft unbedankte Wirken ihrer etwa 4000 Mitarbeiter. Manche Bereiche der Industrie lassen sich nicht darstellen, sondern nur hören (daher gibt es Veranstaltungsreihen „Industrie in Literatur und Musik“) oder diskutieren (Symposien „Magie der Industrie — Zukunft der Industrie“ und Erster österreichischer Ortsbildkongreß „Leben und Gestalten an der Zeitenwende“ sowie die Veranstaltungsreihe „Kirche und Arbeit“). Auch über die weiteren industriebezogenen interessanten Veranstaltungen im gesamten Triestingtal gibt der Faltprospekt nähere Auskünfte.

Neuartiger Besucherservice

Neben den schon traditionellen Angeboten wie Ausstellungs-„Kantinen“, Führungen, reich bebildertem, informativem Katalog und museumspädagogischen Aktivitäten für Schulklassen, andere interessierte Gruppen und Kleinkinder, gibt es einen völlig neuen Besucherservice: Mehrere Publikationen bringen verschiedene Vorschläge für die Wahl der Fahrtroute nach Pottenstein und die jeweilige Beschreibung der industriegeschichtlich bedeutsamen Objekte. Schon die Anfahrt zum Ausstellungsort kann mit Hilfe dieser „Industrieführer“ zu einem neuen Verstehen und Erleben unserer gewohnten Umgebung als „Industrielandschaft“ verhelfen. Zweimal täglich werden auch Autobusfahrten zu den einzigartigen industriegeschichtlichen Sehenswürdigkeiten von Berndorf organisiert.

In der Ausstellung selbst erklären „Ausstellungstutoren“ den Besuchern die zielführendste Bedienung der Computer und Roboter und vermitteln authentische Berichte aus der Arbeitswelt. Ein „Aktivraum“ im Herzen der Ausstellung steht Schulklassen und Einzelbesuchern zu vertiefter Beschäftigung mit dem Thema zur Verfügung.

Niederösterreichische Lehrer, deren Unterrichtsfächer engere Bezüge zum Ausstellungsthema aufweisen, erhalten ein eigenes Heft der „Beiträge zur historischen Sozialkunde“, das wissenschaftliche Aufsätze, allgemeine didaktische Informationen, eine Auflistung der Lehrplanbezüge und Hinweise zu deren Realisierung in der Ausstellung beinhaltet. Zur Vor- und Nachbereitung eines Besuches können VHS-Kassetten mit Filmen über die Ausstellung und die Funktion der Sozialpartnerschaft entlehnt werden.

Allen kleinen und größeren Kindern und überhaupt allen spielfreudigen Familien sei das museumspädagogische „Spielpaket“ empfohlen, das mit einem gänzlich neuartigen, in mehrfacher Form verwendbaren Quartettspiel, einem Planspiel und einem Begleitheft mit den nötigen spieltechnischen und inhaltlichen Informationen zu interessanter Beschäftigung mit den Ausstellungsthemen im Kreise der Familie zu Hause anregt.

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Allentsteig

100 Jahre Landes-Jugendheim

Inmitten einer gepflegten Parkanlage, unweit des Allentsteiger Stadtsees, liegt das einzige NÖ Landesjugendheim des Waldviertels, das in diesem Jahr seinen 100jährigen Bestand feiern wird. 1889 wurde es als Siechenanstalt erbaut, 1942 zu einem Gaujugendheim umfunktioniert und seit 1945 vom Land NÖ als Jugendheim geführt.

Ein Team von Lehrern, Psychologen, Pädagogen, Erziehern und Sozialarbeitern sorgt dafür, daß die bei den verhaltensgestörten, schulpflichtigen Buben bestehenden Lern- und Erziehungsschwierigkeiten durch den Heimaufenthalt behoben werden, sodaß sie nach der Entlassung wieder in die Gesellschaft aufgenommen werden können. Etwa 80 Kinder, die aus NÖ, Wien, Salzburg und OÖ kommen, werden derzeit im Heim betreut. Heimdirektor Bürgermeister OSR Erich Schaffarik legt größten Wert auf familienähnliche Erziehung, auf einen positiven Hauptschulabschluß, auf Erziehung zur sinnvollen Freizeitbewältigung und zu demokratischen Staatsbürgern.

„Die Heimerziehung hat sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich geändert“, erklärt Dir. Bgm. Schaffarik und verweist auf die Führung in Heimgruppen mit etwa acht Buben, auf vermehrte Sportaktivitäten, zunehmende Kurzurlaube, mehr Ausgänge, moderne Kleidung und ein ordentliches Taschengeld. Den Heimentlassenen wird auch geholfen, daß sie eine Lehr- und Arbeitsstelle finden, und Direktor Schaffarik bedauert, daß eine Nachbetreuung der Zöglinge derzeit nicht möglich ist. Das NÖ Landesjugendheim zählt zu den wenigen potentiellen Arbeitsstätten in Allentsteig, werden doch fast 50 Personen dort beschäftigt. Bestens ausgebaute Sportstätten ermöglichen den Kindern während des ganzen Jahres Ballspiele und Leichtathletik, sodaß die Buben bei Schulwettbewerben beachtliche Siege nach Hause bringen. Weitere nicht alltägliche Freizeitangebote sind Schach, Jugendfeuerwehr und Kreativspiele. Das Heim ist in „Kleinwohnungen“ unterteilt und jede Einheit wird von einem Erzieher betreut. Fernseher und Radioanlage gehören zur Standardausstattung der Wohneinheiten. Knoppen in der Steiermark sowie Lunz am See bilden fixe Standorte für Schullandwochen, Schikurse und Wanderwochen.

NÖN/Zwettler Zeitung 26. 1. 1989

Museumsausbau

Das „Waldviertler Aussiedlermuseum“ soll im Frühsommer wieder für die Öffentlichkeit zugänglich sein. Bereits 1988 wurde der erste Teil eröffnet und ein Proponentenkomitee für die Museumsführung gegründet. Für Österreich bedeutet dieses Museum eine Novität, zu der es keine geschichtliche Parallele gibt. Mit Unterstützung des Ministeriums für wirtschaftliche Angelegenheiten wurde die künftige Miete des Schüttkastens positiv erledigt, und dem weiteren inhaltlichen Ausbau steht nichts mehr im Wege, abgesehen von finanziellen Förderungen, die von Bund und Land erwartet werden.

NÖN/Zwettler Zeitung 7. 2. 1989

Altenburg

Trogerfresko in allerhöchster Gefahr!

Das berühmte Fresko von Paul Troger in der Kuppel der Stiftskirche von Altenburg ist von der Zerstörung bedroht. Die Schäden machten noch vor Weihnachten das Aufstellen eines 28 Meter hohen Gerüstes notwendig. Konnten die zunehmenden weißen Flecken auf den barocken Bildern aus dem 12. Kapitel der Apokalypse etwa seit Juni nur mit dem Fernglas festgestellt werden, wobei ihr rasches Fortschreiten zunehmend Besorgnis erregte, so war am 19. Dezember 1988 erstmals ein Augenschein durch den Restaurator Ernst Lux aus nächster Nähe möglich. Er stellte fest, daß zum Glück nur die zweitschlimmste Möglichkeit eingetreten war: Der schlimmste Schaden wird von Salzen angerichtet.

die aus dem Putz austreten, wobei Substanz der weltberühmten Gemälde verlorengeht. Das ist aber nur an wenigen Stellen der Fall. Vielmehr ist das Gros der Schäden auf ausgebreiteten Schimmelbefall mit mehreren Pilzarten zurückzuführen. Ein Nässestau in der Kuppel, dessen Ursache bislang ungeklärt ist, hat das Wachstum der Pilze ermöglicht. Es bedarf nun eines Expertenteams von Klimatechnikern, Bakteriologen und Restauratoren, um die Ursache an der Wurzel zu bekämpfen.

Zumindest ein Jahr wird das derzeitige Gerüst laut Abt Mag. Bernhard Naber zur Beobachtung, wissenschaftlichen Überprüfung und für Sicherungsarbeiten stehenbleiben. Erst dann können die endgültigen Kosten ermessen und ein Kuratorium zur Finanzierung gegründet werden.

Ulrike Kerschbaum, NÖN/Horner Zeitung 4. 1. 1989

Artstetten

Als Kaiser Franz I. im Hof-Burggarten jätete

Ein überaus zeitgemäßes, um nicht zu sagen hypermodernes Thema wird heuer in der Sonderausstellung im Schloß Artstetten aufgegriffen — nämlich „Die grüne Welt der Habsburger“ (Botanik, Gartenbau, Expeditionen, Experimente). Es wird gewissermaßen der Nachweis erbracht, daß es die „grüne Welle“ wesentlich länger gibt, als die Grünbewegung unserer Tage vermuten läßt.

In dem eben erschienenen Prospekt kann man über die neue Artstettner Sonderausstellung — sie kann vom 1. April bis 2. November besichtigt werden — unter anderem folgendes lesen: „Während Herrscher durch militärische oder politische Unternehmungen im Gedächtnis der Völker fortleben oder allenfalls noch als Kunstmäzene bekannt sind, treten ihre Leistungen im Dienste der Wissenschaft, sei es als Förderer oder durch Beschäftigung, ganz zu Unrecht meist völlig in den Hintergrund...“ Und dann heißt es weiter: „Für die Entwicklung der Pflanzenkunde hatten jedenfalls einige Habsburger entscheidende Bedeutung...“

Und dann erfährt man, daß Kaiser Franz II. (I.) ein ausgebildeter Gärtner war, der eigenhändig im Gärtnergewand im Hof-Burggarten Unkraut jätete. Kaiser Maximilian I. wieder erließ eine verbindliche Gartenordnung — und Ferdinand I., bzw. Maximilian II. erwarben sich um die Verbreitung von Flieder, Tulpen und Roßkastanien große Verdienste. Thronfolger Franz Ferdinand hat selbst Rosengärten entworfen. Der Park des Schlosses Artstetten ist dafür ein Beispiel.

Hans Karner, NÖN/Melker Zeitung 28. 2. 1989

Dobersberg

Verein richtet ein altes Bauernhaus als Museum ein

Die Generalversammlung des Vereines „Thayatal-Naturpark“ Dobersberg fand am 31. März im Gasthaus Handl statt. Der bisherige Vorstand mit Obmann Erich Eggenberger wurde einstimmig wiedergewählt. Laut Tätigkeitsbericht wurden 1988 eine ganze Reihe von Aktivitäten gesetzt. Der Budgetaufwand betrug 347 000 Schilling. Die Hauptaktivität war der Bau des Thayasteges, der auch mit einer Überdachung versehen wurde, die sich sehr gut in die Landschaft einfügt. Weiters wurde das Infozentrum umgestaltet, ein großes Kinderklettergerät errichtet und der Zaun des Hirschgatters erneuert. Möglich waren die vielen Arbeiten nur durch die 1200 freiwilligen Arbeitsstunden. Für 1989 ist das Hauptaugenmerk auf die Einrichtung eines Museums mit der Bezeichnung „Altes Bauernhaus“ gerichtet. Es konnte das Bauernhaus Dobersberg Nr. 23 (Theyrerhaus) dafür angemietet werden. In dem Objekt ist der Wohn- und Einrichtungscharakter aus alter Zeit erhalten geblieben. Ab Mai wird dieses zur Besichtigung freigegeben.

NÖN/Waidhofner Zeitung 6. 4. 1989

Eggenburg

Jahreshauptversammlung des Stadtchores

Der Stadtchor Eggenburg hielt am 17. Jänner seine Jahreshauptversammlung ab. In seinem Tätigkeitsbericht führte Hermann Czvitkovits an, daß der Chor im Jahr 1988 20 öffentliche Auftritte hatte.

Die Höhepunkte waren das gemeinsame Musizieren mit einem Damenchor aus Japan und den NÖ Tonkünstlern unter der Leitung von Khadem-Missagh in Altenburg, der Besuch des Stadtchores in Liechtenstein und der Gegenbesuch dieses Chores aus Vaduz, die Teilnahme beim internationalen Chorwettbewerb in Grafenegg sowie die Aufführung der Krönungsmesse in der Stadtpfarrkirche. Nach der Gestaltung dieses Hochamtes konnte der Chor einen Spendenbetrag von 12000 Schilling für die Renovierung der Kirchenfenster übergeben. Um all diese Aufgaben bewältigen zu können, wurden 52 Proben und sieben Ausschußsitzungen abgehalten. Eine große Freude ist es, daß wieder eine Anzahl von jungen Sängerinnen und Sängern geworben werden konnte.

Der besondere Dank aber galt der Chorleiterin, Maria Nödl. Durch ihr hohes Können und ihren enormen Einsatz konnte sie den Stadtchor zu jenem Klangkörper formen, den er heute über die Grenzen hinaus darstellt. So wurde der Chor beim internationalen Wettbewerb in Grafenegg mit dem Prädikat „sehr gut“ bedacht, eine Auszeichnung, die keinem anderen Chor aus NÖ zuteil wurde. Czvitkovits dankte für das Vertrauen und versprach auch namens des gesamten Ausschusses weiterhin größten Einsatz.

NÖN/Horner Zeitung 26. 1. 1989

Gilgenberg (Gemeinde Waldkirchen)

Ägidiuskapelle wird renoviert

Ein wahres Juwel des Waldviertels wird nun vor dem Verfall bewahrt: Die Gemeinde Waldkirchen ist aktiv geworden und hat die Ägidiuskapelle in Gilgenberg nach dem Tode des Großgrundbesitzers Wilhelm aufgekauft. Die Renovierung ist derzeit im Gange. Die aus dem Jahr 1657 stammende Rundkapelle konnte gerade noch im letzten Moment vor dem endgültigen Verfall gerettet werden. Sie wurde auch unter Denkmalschutz gestellt. Mittlerweile nahmen Außenrenovierungen, wie ein neues Dach und die Erneuerung der Fassade, bereits 500000 Schilling in Anspruch. Die Innenrestauration erweist sich als enorm zeitintensiv. Die Wände und die Kuppeldecke sind mit Blumendekor, das aus der Gründerzeit des Bauwerks 1657 stammt, überzogen. Jedoch wurde diese künstlerisch wertvolle Decken- und Wandstruktur, die tulpenähnliche Blumen in verschiedenen Farben darstellt, im Laufe der Zeit mehrmals übermalt. In intensivster Kleinarbeit und mit dem notwendigen Fingerspitzengefühl wird dieses Blumendekor von Diplomrestaurator Architekt Wittig aus Zwettl freigelegt.

Renovierungsbedürftig war auch der aus der Renaissance stammende Altar der Kapelle. Der Holzaltar wird derzeit in den Originalfarben schwarz und gold von Prof. Bauer in Krems zu neuem Leben erweckt. Weiters wurden neue Steinplatten im Inneren der Kapelle verlegt. Wie Bgm. OSR Robert Karl erklärte, wird geschätzt, daß die Innenrestaurierungen nochmals 500000 Schilling verschlingen werden. Vom Bundesdenkmalamt wurden für die Restaurierung der Rundkapelle 300000 Schilling bewilligt, so der Bürgermeister.

Mit der Wiederinstandsetzung dieses wahren Waldviertler Schmuckstücks wird wieder ein Teil zur Erhaltung der Schönheit unserer Heimat beigetragen. Diese von der Gemeinde Waldkirchen gesetzte Maßnahme sollte wirklich als Vorbild für andere Gemeinden gelten.

Regina Hirschall, NÖN/Horner Zeitung 26. 1. 1989

Gmünd

Gmünd in der Zweiten Republik

Überaus groß ist das Interesse an dem Buch „Die Stadt Gmünd in der Zweiten Republik“, das Stadtamtsdirektor Manfred Dacho verfaßte. Bei der Präsentation am 9. März im fast vollbesetzten Palmehaus wurden nicht weniger als 250 Bücher verkauft. „Das Buch spiegelt den unbeugsamen Wiederaufbau der Grenzstadt Gmünd wider“, sagte Vizebürgermeister Mößlacher, der den erkrankten Bürgermeister Drach vertrat. „Unsere Aufgabe muß es sein, der Jugend die Stadtgeschichte zu vermitteln, für die Stadtamtsdirektor Dacho sieben Jahre Freizeit aufwendete.“

Unter den vielen Gästen sah man auch Abg. Parnigoni, Präsident Haufek, AK-Vizepräsident Nowak und den Bezirkshauptmann Hofrat Dr. Scherz.

Prof. Manfred Dacho betonte, daß man aus der Geschichte lernen müsse. Er zeigte an Hand von Beispielen auf, daß dies nicht nur in der Zweiten Republik, sondern auch in Gmünd geschehen sei. Den Gesinnungswandel, der auch in Gmünd erfolgte, dokumentierte Dacho mit folgender Aussage: In den zwanziger Jahren gab es im Gemeinderat eine Anfrage, wonach sich Sozialdemokraten fürchten, sich vom Primar des Krankenhauses operieren zu lassen, weil dieser der Heimwehr angehörte. So etwas wäre heute undenkbar. Dacho weiter: „Wir haben aber noch lange nicht ausgelernt.“ Auf den Inhalt des Buches eingehend betonte Dacho, daß Gmünd um die Jahrhundertwende weniger Einwohner hatte als beispielsweise Schrems, Heidenreichstein, Weitra oder Litschau. Die wechselvolle Entwicklung zeige den Bevölkerungsverlust der letzten Jahre auf. Wurde doch bei der letzten Volkszählung eine Abnahme der Bevölkerung um 1706 Personen registriert.

Wie er auf die Idee gekommen war, eine Fortsetzung der Stadtgeschichte zu schreiben, erläuterte anschließend Stadtamtsdirektor Dacho. Seinen Ausführungen war auch die Entwicklung von Gmünd in den letzten Jahrzehnten zu entnehmen. Hatte doch Gmünd, als Dacho seinen Dienst bei der Gemeinde antrat, 700 Häuser, während es heute 1700 aufweist. Das Buch im Format A 4 hat 200 Seiten und ist um 50 Schilling erhältlich.

Die Neue/Gmünder Nachrichten 16. 3. 1989

Groß-Gerungs

Nestroy wurde zum Theatererlebnis

Nestroy in seiner Ambivalenz zwischen komödiantischer Leichtigkeit und symbolhafter Sprachkunst voll auszuloten, da bedurfte es des feinsinnigen Josef Newerkla, um alle Feinheiten in der Regie stilgerecht herauszuformen. So entstanden Theaterabende des Gesangvereines im Saal Hirsch, bei denen „Der Zerrissene“ in allen seinen Facetten, in Pointenreichtum und Aussagekraft beispielgebend und in hoher darstellerischer Meisterschaft zum großen Theatererlebnis gestaltet wurde.

Vom gelangweilten oberflächlichen Kapitalisten bis zum fühlenden, liebenden Menschen, Konrad Ernstbrunner mit der Kraft und Vitalität seines einmaligen schauspielerischen Talents vollzog diese menschliche Wandlung des Titelhelden packend, mitreißend und ergreifend zugleich und brachte die reiche Palette seiner darstellerischen und sprachlichen Ausdrucksmittel wunderbar zum Einsatz. Und das mit einer Routine, die kaum glaubhaft erscheinen läßt, daß Ernstbrunner erstmals auf den „Brettern“ stand.

Theatererfahrung hat Hellmut Fischer, der dem Gluthammer kraftvolle Lebendigkeit verlieh. Mit viel Herzenswärme und stillem Zauber des Gemütes verkörperte Gerda Preiser meisterlich die Kathi. Brilliant als ihr vornehm-tuerisches Gegenstück und ihre Rolle voll ausschöpfend Christine Schuster als Madame Schleyer. Eine lebenswerte Karikatur des „Amtsschimmels“ war Wolfgang Wrubel als Justitarius, gutmütig polternd gestaltete Heinz Höbarth den Krautkopf bestens. Jedes Wort und jede Geste saß beim Kleeblatt der Freunde, Karl Zach, Gerhard Bayerl und Erwin Riegler. Anton Weinzettl gab dem ersten Diener Leben und weiters bewährten sich Fritz Gundacker, Richard Wilfling und Kurt Lichtenwallner. Ein Sonderlob für Nikolaus Newerkla am Klavier.

Othmar Zaubek, Die Neue/Zwettler Nachrichten 21. 3. 1989

Großpertholz

Papiermühle seit 1779 in Betrieb

Allein im Umkreis der Gemeinde Großpertholz im oberen Waldviertel gab es einst 16 Papiermühlen, die — bis auf eine einzige — längst aufgelassen sind. Diese heute sogar letzte derartige Mühle Mitteleuropas steht seit 1779 in Betrieb und erzeugt nach wie vor qualitätsmäßig hochwertige Spezialpapiere. Etwa Filterpapier für die Pharmaindustrie, Mal- und Zeichenpapier für Künstler sowie handgeschöpftes Büttenpapier für Urkunden und ähnliches mehr. Die dafür benötigten Textilabfälle werden fein zerrissen und mit Wasser und Leim zu einem dicken Brei — der Papiermasse — vermischt, aus der dann nach verschiedenen Arbeitsprozessen das gewünschte Papier entsteht. Bedingt durch den Mangel an echten Baumwollhadern kann das Unternehmen freilich nur nach einigen Wartezeiten die

diversen Wünsche der Kunden erfüllen. „Papiermüller“ Franz Mörzinger, der vor rund 25 Jahren die damalige „Wurzmühle“ an der Lainsitz erwarb, ist ein gelernter Maschinenschlosser und Dreher, der „umsattelte“ und seither die Papiermühle als reinen Familienbetrieb führt. *NÖ Kurier 31. 1. 1989*

Groß-Siegharts

Übermalte Carlone-Fresken

Wo bis vor wenigen Monaten noch gepflegte Bücherregale die Wände zierten, steht jetzt ein staubiges Gerüst aus Pfosten: Akademischer Restaurator Mag. Fritz Walek-Doby geht den Übermalungen der Fresken mit Skalpell, Spachtel und Schwamm zuleibe. Die Rede ist von der ehemaligen Schloßkapelle in Groß-Siegharts. Im ehemaligen Schloß des Grafen Mallenthein residiert nun die Stadtverwaltung, und im Zuge der nötig gewordenen Ausmalung stieß man auf Farbspuren unter hohlen Verputzstellen.

Bgm. LAbg. Koczur wandte sich daraufhin an das Bundesdenkmalamt, und im Zuge der daraufhin beschlossenen Restaurierung erhielt auf dem Ausschreibungsweg der ortsansässige und seit vielen Jahren in der Schweiz als Restaurator arbeitende Fritz Walek den Auftrag. Die erste Phase der Restaurierung heißt Freilegen des Originalzustandes. Die Wände sind figural bemalt in Fresko-Technik. So kamen bisher der Evangelist Markus und sein Löwe zum Vorschein. Lukas mit dem Stier ist erst in Teilen freigelegt, und welcher der beiden übrigen Evangelisten im dritten Feld hervorkommt, wird sich zeigen.

Vorläufig gilt es, auch die Gewölbedecke freizulegen: Unter einer Kalk- und Leimfarbenschicht kommt rosa Marmorierung hervor. Da sie in Sekko-Technik gemalt ist, stellt das Freilegen große Ansprüche an die Sorgfalt. Der feingeschwungene Stuck, für den das Schloß bekannt ist, muß von einer Leimfarbenübermalung befreit werden, damit die feinen Zeichnungen und die zartrosa Originalfarbe wieder in alter Pracht erstrahlen. Trotz der Schäden, die durch früheres Anspitzen der Wände und Stemmen elektrischer Leitungen entstanden sind, ist noch genügend Bildsubstanz vorhanden, daß ein ziemlich geschlossener Eindruck entsteht. Der untere Teil des Raumes ist freilich verloren, wurde doch ein Zwischenboden eingezogen, um ein etwas einheitlicheres Niveau zu erhalten. Die hervorragende Qualität der Malerei — immerhin zeichnet der berühmte Barockmaler Carlo Carlone dafür verantwortlich — rechtfertigt die sorgfältige Restaurierung. Und die besteht nun einmal zum großen Teil aus dem sorgfältigen und geduligen Freilegen mit Schwamm und Skalpell...

NÖN/Waidhofner Zeitung 2.2. 1989

Heidenreichstein

Ein Fastentuch von Herbert Poindl

Um einen Impuls für die Familiensonntage zu liefern, fertigte Herbert Poindl ein Fastentuch mit Symbolen, die die Evangelien der fünf Fastensonntage einschließlich des Palmsonntags darstellen sollen. Er verwendete dafür weißen Stoff 4,50×2,55 Meter. Mit Kunstharzlacken wurden in zehnstündiger Arbeit die Motive aufgespritzt. Die Symbole sind eine Seilschlinge und Brot (eine Seilschlinge steht symbolisch für den Weg der Umkehr). Steine und der Vater mit dem zurückgekehrten Sohn ergänzen das Bild. Über die ganze Anordnung wurde das Kreuz gestellt. Zu diesem neuen Fastentuch gab es viele spontane und durchaus positive Äußerungen. Das neue Tuch soll nun jeden Sonntag im Rahmen der Familienmessen der Katholischen Jugend verwendet werden.

NÖN/Gmünder Zeitung 16. 2. 1989

Horn

Kompetenzstreit für das Buch der Rekorde: Grotteske zog sich 112 Jahre

Von haarsträubend bis kriminell reichen die Schläge, die das Schicksal der nun wieder kompletten Bibliothek der „Ferdinand Graf Kurz-Stiftung“ zugebracht hat. 1657 schenkte Graf Kurz seine gesamte Bibliothek der Stiftung. Die ursprüngliche Adelsbibliothek wuchs unter der Verwaltung der

Piaristen auch zu einer Schul- und Klosterbibliothek mit rund 6000 Bänden heran. 1872 begannen die Verwicklungen: Das Piaristengymnasium wurde Landesgymnasium, das Land kaufte die Bibliothek um 500 Gulden von den Piaristen. Da diese aber nicht den Piaristen, sondern der Stiftung gehörte, wurde das „Geschäft“ 1932 vom Landtag für widerrechtlich erklärt und rückgängig gemacht. Die Stiftung bekam die Bücher, für die seinerzeit erlegten 500 Gulden wurden 1500 Schilling zurückbezahlt. Allerdings erfolgte die Überweisung — und das ist kein Tippfehler — erst am 4. Jänner des Jahres 1984. Mit einer Dauer von 112 Jahren ist dieser Kompetenzstreit wohl ein Fall für das Buch der Rekorde.

Im Juli 1982 stahlen zwei Wiener 178 Bücher im Wert von zwei Millionen Schilling, die durch Zufall in einem Münchner Auktionshaus kurz vor der Versteigerung entdeckt und beschlagnahmt wurden. Und die Geschichte nahm immer groteskere Züge an: Das Auktionshaus („nach österreichischem Recht wären sie ganz normale Hehler gewesen“, so Gerhard Grassinger, der mit der Sache betraute Beamte der Bezirkshauptmannschaft Horn) verlangte glattweg 500 000 Schilling wegen „Rufschädigung“ von der Stiftung. Kaum war dieses Problem beseitigt, hatte die Stiftung wegen der zurückgebrachten Bücher auch noch ein Zollverfahren am Hals. Dieses allerdings ist inzwischen selig entschlafen.

Bei der Bestandsaufnahme 1982 entdeckte Gerhard Grassinger weitere 219 Bücher hinter einer Ofenverkleidung. Dafür machte er auch die weniger erfreuliche Entdeckung, daß Russen nach 1945 offensichtlich aus manchen wertvollen Bucheinbänden schlicht und einfach Schuheinlagen geschnitten hatten. Derzeit sucht die Stiftung für dieses Musterbeispiel einer geschlossenen Herrschaftsbibliothek nicht nur einen kompetenten Bibliothekar für die wissenschaftliche Aufarbeitung der umfangreichen Bestände, sondern auch das dafür nötige Geld. Last, but not least: Die Bibliothek ist nun mit einer speziellen Mehrwegalarmanlage gegen Diebstahl gesichert.

Josef Pflieger, NÖ Kurier 8. 3. 1989

Kamptal

Initiative zur Landesausstellung 1994 in Altenburg

Eine außerordentlich erfreuliche Initiative geht von Abt Naber aus Altenburg und Prof. Dr. Herwig Friesinger aus: Anlässlich der 1994 in Altenburg geplanten Landesausstellung will der „Verein zur Förderung der Kultur im mittleren Kamptal“ die ganze Region miteinbeziehen. Landeshauptmann Ludwig wurde mitgeteilt, daß das Motto „30 000 Jahre Leben am Kamp“ alle Orte und Gemeinden angehe. Der derzeitige Arbeitstitel „Vom Mammutjägerzelt zum Stift — 30 000 Jahre Leben am Kamp“ sei gleichsam eine Einladung an alle Orte mit prähistorischen Funden und vor allem an die Museen in der Region. Wurden doch hier die meisten Skelette von Mammuts freigelegt.

Vor allem Langenlois darf sich bei dieser Ausstellung nicht übersehen lassen. Univ.-Prof. Friesinger: „Das ganze Gebiet könnte ein einziges großes Freilichtmuseum werden!“

Abt Naber geht noch weiter: „Wir wollen, daß die Besucher die Kultur nicht passiv konsumieren, sondern aktiv erleben. Man soll die Grabungsstätten mitsehen, miterleben und sie sollen auch mitarbeiten, wo Forscher am Werke sind.“ Der Ausstellungskatalog soll ein richtiger Reiseführer werden. Die Ideenvielfalt ist bemerkenswert: Die Schaffung von Wander- und Radwegen zu den einzelnen Ausstellungsorten steht als Begleitmaßnahme auf dem Programm. Selbst mit Nostalgiefahrten mit alten Dampfzügen und Bootsfahrten am Kamp möchte man die Besucher locken. Den Altenburgern kann schon jetzt gar nicht genug gedankt werden. Nun bedarf es lokaler Überlegungen...

NÖN/Horner Zeitung 16. 2. 1989

Krems

Am 2. April vor genau 44 Jahren lag Krems in Schutt und Asche

Ostermontag, 2. April 1945. Zwei Staffeln der 7. US-Luftflotte bombardierten den Kremser Bahnhof mit dem Ziel, die zu dieser Zeit noch funktionierende Bahnlinie Krems — St. Valentin zu zerstören. Das Ergebnis: Das ganze Viertel rund um den Kremser Bahnhof lag in Trümmern, 400 Tote

waren zu beklagen. Im Detail wurden 113 Bauwerke völlig zerstört, 56 Bauwerke schwerstens beschädigt. Die Aufräumarbeiten dauerten Jahre, manche Objekte, wie der berühmte Kettensteig bei der Wiener Brücke, wurden überhaupt nicht mehr hergestellt.

45 Jahre ist es allerdings heuer her, daß Krems überhaupt den ersten Bombenangriff erleben mußte. In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai 1944 ertönte erstmals die Sirene, die die Kremser in die Luftschutzkeller rief. Bei diesem ersten Angriff wurden zwar weit weniger Gebäude zerstört, Tote und Verwundete gab es dennoch, vor allem weil einige Menschen die Gefahr unterschätzten und nicht in die Keller gingen.

Zurück zum Ostermontag 1945: Zu den bekanntesten Baudenkmalern seinerzeit gehörte auch das Hotel „Bahnhof“, das bis auf die Grundmauern darniederlag, jedoch nach dem Krieg wieder aufgebaut werden konnte, der alte Bahnhof selbst wurde nicht mehr restauriert.

Gustav Strasser, Die Neue/Krems 7. 4. 1989

Melk

Zeugnis femininer Kunst

„Die Kunst ist kein Jagdrevier ausschließlich für Männer!“ stellte Nationalratsabg. Anton Bayr fest und unterstrich die kreative Leistung der Frauen in der bildenden Kunst. Grund für diese Ausführungen: Erstmals gestalten zwei Künstlerinnen eine Ausstellung in der Galerie der Bezirkshauptmannschaft.

Zwei grundverschiedene Künstlertypen ergänzen sich dabei zu einer Ausstellung femininer Schaffenskraft: Die Malerin Gertrud Promitzer aus Leiben und die Bildhauerin Irene Beckmann aus St. Pölten.

Der Vizepräsident der NÖ Kunstvereine, Prof. Friedrich Seitz, bezeichnete die Malerin Promitzer als „technisch vielseitig“ und verglich ihre Bilder mit einer „Symphonie in Farbe“. „Irene Beckmann hat hingegen ihre Kunst dem Feuer verschrieben“, meinte Prof. Seitz, der damit auf deren Bronze-, Email- und Terrakottaarbeiten anspielte. Bei der Ausstellungseröffnung am 20. Februar kritisierte NR-Abg. Bayr den Stellenwert der Kunst im öffentlichen Bewußtsein: „Zwischen Musikantenstadl und Kunstskandalen entsteht in unserem Kulturraum immer mehr ein Vakuum, welches durch das derzeitige Kulturangebot nicht mehr sinnvoll gefüllt werden kann. Die Galerie BH Melk gleicht dieses Defizit aus...“

NÖN/Melker Zeitung 28. 2. 1989

Jubiläumsausstellung „900 Jahre Benediktiner in Melk“

Im Jahr 1089 übergab Markgraf Leopold II. aus Lambach entsandten Benediktinermönchen seine Burg in Melk samt Kirche, in der schon seit 1014 der Leichnam des hl. Koloman, des ersten österreichischen Landespatrons, verehrt wurde. Man kann den Stiftungsbrief in der Ausstellung, die das Kloster dem Jubiläum widmet (bis 15. November), sehen. Das Datum ist allerdings verfälscht, der Brief stammt wohl aus III3/II21.

Die Kirche diente auch als Begräbnisstätte der Vorfahren des Stifters, vor allem seiner Eltern, des Markgrafen Ernst und seiner etwas sagenhaften Gattin Swanhilde. Reich ausgestattet mit Gütern und Rechten konnte das Kloster eine segensreiche intellektuelle Tätigkeit entwickeln und Schatzkammer und Bibliothek mit Schenkungen und Ankäufen füllen. Ältestes Zeugnis für diese Schenkungen ist das „Tragaltärchen der Swanhilde“, eine niederrheinische Arbeit aus der Mitte des 11. Jahrhunderts. Über einem Holzkern sind Szenen aus dem Leben Jesu von der Heimsuchung bis zum Abendmahl in Elfenbeinschnitzerei angebracht. Es ist das einzige Stück aus babenbergischem Besitz, das sich im Kloster erhalten hat. Die Verbindung zur Mutter Leopolds II. ist heute allerdings umstritten. Ein wohl aus Würzburg stammendes Psalterium (um 1260) ist mit zahlreichen ikonographisch interessanten Szenen aus dem Leben Christi geschmückt. Wohl aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt ein Kopfreliquiar aus feuervergoldetem Kupfer mit Edelsteinverzierung, als dessen Stifterin die hl. Agnes von Böhmen, die Tochter König Ottokars I., gilt.

1362 schenkte Rudolf der Stifter das sogenannte „Melker Kreuz“, ein Reliquiar zur Bewahrung eines Kreuzpartikels, das sich schon seit dem 11. Jahrhundert im Kloster befand. Die Vorderseite ist mit Edelsteinen und Perlen geschmückt (Crux gemmata), auf der Rückseite ist der Crucifixus von den Symbolen der Evangelisten umgeben. Anfang des 15. Jahrhunderts ging von Melk die von Herzog Albrecht V. eifrig geförderte „Melker Reform“ aus. Sie wirkte in zahlreichen Benediktinerklöstern als Mittel zur Wiederherstellung der klösterlichen Disziplin. In Melk erwachte das Scriptorium (Schreibstube) zu neuem Leben. Es entstanden bis zum Ende des 15. Jahrhunderts zahlreiche Handschriften, deren Qualität man in der Ausstellung feststellen kann. Das Stift erwarb 1502 einen doppel-flügeligen Altar von Jörg Breu, dessen Schreinfiguren leider verloren sind. Die acht beidseitig bemalten Tafeln zeigen, daß der Maler ohne Gewissensbisse Vorbilder von Schongauer und Dürer ausgebeutet hat. Stiche und Holzschnitte waren seine bevorzugte Inspirationsquelle. Die ursprüngliche Bestimmung des Altars ist unbekannt. Er war wohl nicht der Hochaltar der Kirche. In der Barockzeit wurde er einer stiftseigenen Landpfarre überlassen.

Nach dem spirituellen und wirtschaftlichen Niedergang des Klosters im 16. Jahrhundert brachte die Barockzeit eine neue Blüte, die im vollständigen Neubau von Kirche und Kloster unter Abt Berthold Dietmayr und seinen Nachfolgern (1700-1746) ihre Krönung fand. Unter den zahlreichen Entwurfskizzen von Antonio Beduzzi für Fresken und Altäre aus 1711 bis 1723 finden sich auch Blätter, die von der Mährischen Galerie in Brünn zur Verfügung gestellt wurden. Das Prachtbedürfnis des Barock bestimmte auch die liturgischen Gegenstände und Gewänder. Für den Unterkiefer des hl. Kolomann wurde 1752 von Joseph Moser in Wien die „Kolomann-Monstranz“ angefertigt. Sie hat die Gestalt eines Holunderstrauchs, der aus einem naturalistisch gebildeten Terrainstück herauswächst, auf dem die Attribute des fürstlichen Heiligen liegen.

Liturgische Gewänder dienten in der Barockzeit der Verherrlichung des Gottesdienstes und wurden mit entsprechend reicher Stickerei versehen. Der „Mayländer Ornat“ (1627) und der Kolomanni-Ornat geben davon Zeugnis. Wir folgen in der Ausstellung der Geschichte des niemals aufgehobenen Klosters bis heute und finden auch Zimelien der Bibliothek, wie das Gebetbuch der Königin Beatrix, der Gattin des Matthias Corvinus, eine in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Oberitalien entstandene, reizvoll illuminierte Handschrift.

Ruediger Engerth, NÖ Kurier 21. 3. 1989

Niederösterreich

Regionalisierung löst „Gründerzeit“ bei Heimatmuseen aus

In diesem Jahr werden aus Mitteln der Regionalisierung wieder zahlreiche kulturelle Projekte gefördert. Einer der Schwerpunkte liegt beim Ausbau vorhandener und bei der Errichtung neuer Museen, die zum Teil auch in alten Fabriken eingerichtet werden und die die frühere Arbeitswelt dokumentieren.

In Groß-Siegharts wurde bereits zu Jahresende 1988 in einer ehemaligen Textilfabrik ein Textilmuseum fertiggestellt. In Waidhofen an der Thaya wird heuer im Bezirksheimatmuseum an einer eigenen Textilabteilung gearbeitet. Auch in Weitra entsteht in einer ehemaligen Fabrik ein neues Textilmuseum. Alle drei Einrichtungen werden thematisch aufeinander abgestimmt und wollen auch gemeinsam werben.

Das traditionsreiche Krahuletzmuseum in Eggenburg, das in den letzten Jahrzehnten einige Patina angesetzt hat, wird restauriert und neu aufgestellt. Das zugekaufte ehemalige Eggenburger Kino wird als Studiensammlung ausgebaut und als Museumsdepot verwendet. Das Heimathaus Waidhofen an der Ybbs wird ebenfalls wiederhergestellt. Im Zusammenhang mit der heurigen NÖ Landesausstellung „Magie der Industrie“ ist die Einrichtung eines technisch-industriellen Museums zu sehen, das in einer ehemaligen Walzen-Gravieranstalt in Guntramsdorf eingerichtet wird. Es soll auch Teil einer „Niederösterreichischen Industriestraße“ werden.

In Wiener Neustadt wird in den nächsten Jahren in der „Alten Mühle“ ein Museum für Arbeiterkultur entstehen. Ein neues „Erzherzog Karl-Haus“ in Deutsch-Wagram soll das bisherige, bereits aus allen Nähten platzende kleine Heimatmuseum ersetzen.

Neben diesen aus Regionalisierungsmitteln geförderten Museumsprojekten gibt es eine Reihe weiterer Vorhaben, die aus den laufenden Budgetmitteln der Kulturabteilung unterstützt werden. So wird im hinteren Teil des Teisenhoferhofes in Weißenkirchen in der Wachau ein kleines Heimat- und Weinmuseum eingerichtet, das Schulmuseum in Michelstetten, das Weinlandmuseum in Asparn an der Zaya und das Waldbauernmuseum in Gutenstein werden ebenso gefördert wie eine Reihe kleinerer Heimatmuseen. Mit Beratung und finanziellen Mitteln werden auch mehrere Ausstellungsvorhaben unterstützt. Beispielsweise eine Napoelon-Ausstellung im Schloß Wolkersdorf, die an die Franzosen-Schlacht bei Asparn und Wagram erinnern soll, die vor genau 180 Jahren stattfand. Der Pfarrhof von Wolkersdorf diente damals bekanntlich als Fluchtresidenz von Kaiser Franz, ehe er nach Mähren weiterzog; anschließend hielt sich Napoleon drei Tage lang im Schloß Wolkersdorf auf. Wissenschaftlicher Leiter dieser Ausstellung wird der belgische Kulturattaché Englebert sein. Diese Ausstellung wird am 19. Mai eröffnet.

Auch die Aktivitäten der volkskundlichen Abteilung des NÖ Landesmuseums in eigenem Bereich können sich sehen lassen: Der an den Hof des Museums für Volkskultur im Meierhof Großschweinbarth anschließende Teil des Freigeländes ist als Freilichtmuseum bereits fertiggestellt und wird heuer der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Dort sind für Niederösterreich typische Holzbauten zu sehen, soweit sie sich nicht in den Ortschaften befunden haben, also zum Beispiel Holzknechtthütten, Sägemühlen und Weingartenhütten. Für eine regionaltypische Flora wird die Gartenbauschule Schönbrunn sorgen.

NÖ Landeskorrespondenz 23. 1. 1989

Jahrhundertprojekt

Ein umfangreiches Vorhaben hat sich das NÖ Bildungs- und Heimatwerk auf Landesebene gesetzt, das auch für die einzelnen Bezirke von großer Bedeutung ist: Man beabsichtigt, eine Gesamterhebung der Klein- und Flurdenkmäler in Niederösterreich durchzuführen. Die Realisierung dieses „Jahrhundertprojekts“ bringt einen überaus wichtigen Beitrag zur Kulturszene.

Träger dieser Aktion sind die Mitarbeiter des NÖBHW in den Gemeinden, die auch seitens der Arbeitsgemeinschaft der Heimatforscher in NÖ unterstützt werden. Für 1989 wäre vorerst eine Vorerhebung dieser Flurdenkmäler vorgesehen, um zu erfassen, mit welcher Größenordnung man zu rechnen hat. Als kleinste Bereiche dieser Erhebung gelten die einzelnen Katastralgemeinden, woraus sich aufbauend die Gemeinde- und Bezirksübersicht und schließlich ein Landesergebnis erarbeiten lassen. Die gesammelten Daten werden auch EDV-mäßig verarbeitet. Während in anderen Bundesländern derartige Landeskataster bereits bestehen, fehlt in NÖ diese Bestandsaufnahme über Flur- und Klein-denkmäler. Diese wertvollen Kulturgüter verdienen es, daß man sich ihrer annimmt, wenn noch möglich, ihre geschichtlichen Grundlagen erforscht und rechtzeitig Maßnahmen zu ihrer Erhaltung trifft. Die Erhebungsarbeiten werden sicherlich umfangreich sein, sind doch etwa in der Gemeinde Thaya mehr als 70 derartige Denkmäler zu erfassen.

Friedrich Schadauer, NÖN/Waidhofner Zeitung 16. 2. 1989

Nondorf (Gemeinde Hoheneich)

Neue Wege in der Kommassierung

„Von der Kommassierung soll man in der Landschaft und im Landschaftsbild so wenig wie möglich bemerken“, sagte Hofrat Dipl.-Ing. Schawerda über „Die neuen Wege in der Kommassierung“ bei einer Informationsveranstaltung des Hauptbezirksbauernrates am 3. Februar in Nondorf. Obmann Abg. Dipl.-Ing. Flicker konnte dazu neben den Referenten und einer großen Anzahl interessierter Bauern, Bürgermeister und Funktionäre auch LR Blochberger willkommen heißen. Abg. Flicker: „Wir sind die ersten im Waldviertel, die sich anhand eines konkreten Beispiels einer erfolgreichen

Grundstückszusammenlegung mit der Verbesserung der bäuerlichen Betriebsstruktur auseinanderzusetzen.“ Anschließend stellte Bgm. Weissensteiner die Katastralgemeinde Albrechts vor, in der in den letzten Jahren kommassiert wurde. DI Bohrn, DI Philipp sowie Hofrat DI Wirth setzten sich dann mit einschlägigen Fragen auseinander, während Schawerda über „Zukünftige Aspekte der Kommassierung“ sprach. Er betonte, daß zwar nach wie vor eine ökonomische Verbesserung angestrebt werde, die jedoch nicht mehr wie früher das Maximum, sondern das Optimum zum Ziel haben. Der Landschaftsgestaltung und -erhaltung kämen ganz entscheidende Bedeutung zu. Schawerda: „Nach wie vor wollen wir Verbesserungen für die Bauern erreichen, jedoch keinesfalls um den Preis einer ausgerichteten Landschaft.“

Schawerda betonte auch, daß er sich wünschen würde, daß nicht nur die Bauern für diesen neuen Weg mehr Verständnis entgegenbringen, sondern daß darüber hinaus das Verständnis und die Bereitschaft der Bauern von der Bevölkerung honoriert werden.

In Albrechts beispielsweise wurden im Zuge der Kommassierung Teile unter Naturschutz gestellt und in Zusammenarbeit mit dem Naturschutz erreicht, daß dafür an die Besitzer jährlich wertgesichert Prämien ausbezahlt werden. Schawerda: „Noch sind nicht alle Fragen optimal gelöst, trotzdem glauben wir, daß dies der richtige Weg ist, das größte Kapital des Waldviertels — die schöne Landschaft — künftigen Generationen zu erhalten. Dies kann jedoch keinesfalls ausschließlich nur auf Kosten der bäuerlichen Minderheit gehen.“

LR Blochberger: „Ich halte eine Verbesserung der Betriebsstruktur im Waldviertel für eine der wichtigsten agrarpolitischen Maßnahmen.“ *Ernst Gratzl, NÖN/Gmünder Zeitung 9. 2. 1989*

Pernegg

Altes Haus wird das neue Zentrum

In dieser kleinen Gemeinde — auf dem Weg zwischen Horn und Geras — tut sich ein kleines Wunder! In einem verfallenen Bauernhaus mit einer fast 1000 m² großen Halle wird emsig von Mitgliedern des erst kürzlich gegründeten Vereines „Dorferneuerung Pernegg“ renoviert. Mauern werden niedergerissen, andere aufgebaut, Fußböden erneuert, elektrische Leitungen und Installationen verlegt, kurz: halb Pernegg arbeitet mit, jeder nach seinem Können und Wissen, um ein Veranstaltungszentrum zu schaffen.

Dies alles hatte der Obmann des Vereines, Franz Kalab, organisiert, der mit seinen engsten Mitarbeitern fast täglich schuftet, um zur feierlichen Einweihung und Eröffnung, die LH Ludwig am 28. Mai vornehmen wird, das Haus in tadellosem Zustand präsentieren zu können. Das Objekt, mitten im Zentrum von Pernegg gelegen, wurde frei. Und da die Großgemeinde über keinen Saal, ja nicht einmal über ein richtiges Gemeindeamt verfügt, glaubten alle, nun werde die Gemeinde zugreifen. Als dies nicht geschah, gründete Franz Kalab blitzartig den Verein, sprach bei LH Ludwig vor, der vollstes Verständnis für die Situation zeigte und mit 600000 Schilling den Kaufpreis von einer Million stützte. Der Rest wurde durch einen Bankkredit, aber was noch viel erwähnenswerter ist, durch Privatdarlehen von Perneggern, die ihr Geld statt bei der Bank in diesem Objekt anlegten, beglichen. Durch die Mitgliedsgebühren bzw. durch laufende Veranstaltungen, die vom Kultur- und Pressereferenten Dr. Zalesak organisiert werden, hofft man, in Kürze schuldenfrei zu sein. Jedenfalls ein begrüßenswertes Projekt in einer mit Veranstaltungsmöglichkeiten nicht gerade gesegneten Gegend. Man sieht, was der Zusammenhalt in einem Ort alles erreichen kann!

Hugo Minkus, NÖN/Horner Zeitung 16. 2. 1989

Pöggstall

„Holzschnyder“ zeigen Werke aus Waldviertel

In der engeren Heimat eines der wohl bedeutendsten Holzschnyder, Prof. Franz Traunfellner, trafen sich Holzschnyder aus NÖ und Wien zum 3. Holzschnyder-Symposion. Als Arbeitsraum für die fünf Teilnehmer diente ein Klassenzimmer in der Volksschule. Die Teilnehmer, sie kommen aus der

Gruppe Xycron, waren: Johannes Fessl (Wurmbrand bei Groß-Gerungs), Hermine Tamm (Wien), Rupert Vogelaier (Prinzersdorf), Franz Milan Wirth (Wien) und Gottfried Laf Wurm (Lassees). Krankheitshalber fehlten Wilhelm Klodner (St. Pölten) und Willi Engelmayr (Schweiggraben).

Die Holzschneider fühlen sich sehr der Natur verbunden und schufen in dieser Woche abstrakte Schnitte sowie Werke mit Motiven aus dem südlichen Waldviertel (aus dem Raum Pöggstall). Die Künstler wollen sich dabei als Vermittler zwischen Kreativem und Bevölkerung sehen.

Als besonderes Anliegen sehen es die Holzschneider an, daß ihr Werk weiterleben soll, vor allem bei der Jugend. Hier zeigen Lehrkräfte Interesse, um diese Form weiterzuvermitteln, dies drückte sich im regen Besuch von Lehrern und Schülern aus. Ihrer Meinung nach sollen sich jung und alt treffen, den Konsum hintanhaltend und kreativ zusammenarbeiten.

Friedrich Reiner, NÖN/Melker Zeitung 15. 3. 1989

Scheideldorf (Marktgemeinde Göpfritz an der Wild)

Pfarrkirche in neuem Glanz

Die über 200 Jahre alte Pfarrkirche von Scheideldorf, die dem hl. Florian geweiht ist, zeigt sich seit kurzem wieder in neuem Glanz. Die Renovierung der Kirche war notwendig geworden und erforderte viel freiwilligen Arbeitseinsatz und zahlreiche Spenden. Fast 2,7 Mio. Schilling wurden von der Diözese St. Pölten und der Pfarrgemeinde aufgebracht. Die Bauarbeiten leitete der Pfarrkirchenrat unter der Leitung von Adolf Auska. Rund 1800 freiwillige Arbeitsstunden wurden von den Pfarrangehörigen aus Scheideldorf, Weinpolz und Georgenberg geleistet. Geistl. Rat Karl Schneider ist sehr erfreut über die renovierte Kirche und wünscht sich viele glückliche Kirchenbesucher.

Die Neue/Zwettler Nachrichten 3. 1. 1989

Schrems

Generalversammlung der ökologischen Station

Die Generalversammlung der ökologischen Station Waldviertel stand ganz im Zeichen großer Veränderungen im Hinblick auf die künftige Entwicklung. Der geschäftsführende Präsident Abg. Flicker berichtete über die Aktivitäten des Vorstandes, die zukünftige Finanzierung der Station zu sichern. Obwohl die regionale Bedeutung der Station überall gewürdigt wird, sind die für den Betrieb notwendigen Mittel kaum aufzubringen. Ein zukunftsweisender Schritt wurde dadurch eingeleitet, daß mit der Akademie für Umwelt und Energie in Laxenburg ein Kooperationsvertrag abgeschlossen wird. Der Generalsekretär der Akademie, Dr. Kurt Wedl, erläuterte in seinem Referat die Vorteile der Zusammenarbeit für beide Institutionen. In Zukunft stellt die ökologische Station einen Stützpunkt für die Umweltakademie dar. Die wissenschaftliche Kapazität der Station soll für die Forschung und Weiterbildung auf dem Gebiet des Umweltschutzes herangezogen werden. Der Ökostation stehen die Einrichtungen der Umweltakademie zur Verfügung. Gemeinsam wird überlegt, welche zusätzlichen Aufgaben übernommen und gelöst werden können.

Im Bericht des Geschäftsführers Dr. Schlott kam die regionale Bedeutung der Station zum Ausdruck. Durch die Zusammenarbeit mit der NÖ Landesregierung und dem Umweltbundesamt wurde ein Pilotprojekt in bezug auf eine naturnahe Sanierung eines ursprünglich begradigten Baches in Eggern durchgeführt. In einer weiteren Studie wurde versucht, den manchmal auftretenden Gegensatz zwischen Naturschutz und Ökonomie abzubauen.

Am Beispiel des Gebhartsteiches konnte gezeigt werden, daß sich Teichwirtschaft und Naturschutz durchaus vertragen können. Es müssen allerdings gleichrangig neben den Forderungen zur Erhaltung der Tier- und Pflanzenwelt auch wirtschaftliche Aspekte berücksichtigt werden. Die von der NÖN angeregten Brunnenuntersuchungen stießen auf reges Interesse. Die Beratung der Teichwirte und die teichwirtschaftliche Forschung bildeten den Schwerpunkt der Tätigkeit.

NÖN/Gmünder Zeitung 9. 2. 1989

Umfangreichste und größte Grabung in der Geschichte von Straß

Eine der umfangreichsten und von der Ausdehnung her auch größten Grabungen in der Geschichte des Weinortes Straß findet zur Zeit am Prof. Kaserer-Weg in unmittelbarer Nähe des Ortszentrums statt. Bisher konnten zwei völkerwanderungszeitliche Gräber, Tongefäße in verschiedenen Größen und Steinwerkzeug befundet werden. Grabungsleiter ist Dr. Anton Kern, der beim Kamptal-Projekt von Univ.-Prof. Dr. Herwig Friesinger angestellt ist.

Begonnen hat alles damit, daß das Ehepaar Günter und Karin Paschinger auf seinem Bauplatz mit dem Brunnengraben begonnen hat. In etwa zwei Meter Tiefe kamen Teile eines menschlichen Skeletts zum Vorschein. Gerhard Putzgruber, ein Freund des jungen Ehepaares, verständigte die Wissenschaftler.

Am 7. März war Beginn einer großflächigen Untersuchung, die vom Institut für Ur- und Frühgeschichte im Rahmen des Kamptal-Projektes durchgeführt wird. Nach dem Abtragen einer mächtigen Humusschichte blieben zwar die erwarteten weiteren Bestattungen aus, doch kamen viele Funde aus der Urzeit zum Vorschein. So auch Abfallgruben aus der Frühen Jungsteinzeit (Linearbandkeramik — ca. 5000 v. Chr.). Pfostenlöcher deuten auch auf ein früh-neolithisches Langhaus hin. Weitere Abfallgruben aus der Späten Bronzezeit (sog. Frühe Urnenfelderzeit — 1200 bis 1000 v. Chr.) mit zahlreichen Funden und Speiseresten in Form von Knochen, Steinwerkzeugen (darunter ein Steinbeil und Feuersteingeräte) und wunderschön geformte Keramik. So wurden drei komplette Ton-Schüsseln und zwei Töpfe freigelegt.

Dr. Anton Kern: „Beim Fund des ersten Skeletts wurde das Institut verständigt und eine Notbergrung durchgeführt. Da der Baubeginn erst für den Sommer angesetzt war, wurde uns großzügigerweise eine umfangreiche Grabungsarbeit erlaubt. Das ist eigentlich ein Idealfall einer Zusammenarbeit mit den Grundbesitzern, wofür wir sehr dankbar sind!“

Hans Windbrechtinger, Die Neue/Kremser Nachrichten 31. 3. 1989

Waldviertel

Akademisches Wirtshaus

Meist tragendes Element gesellschaftlichen Zusammenseins, soll das Gasthaus nach dem Willen der Waldviertel-Akademie künftig auch Ort geistigen Lebens sein. Initiator Wolfgang Müller-Funk: „Wir wollen geistig Interessierte vom Fauteuil beim Fernsehgerät weglocken. Auch lebensnah geführte Gespräche und Diskussionen können sehens- und hörensenswert sein.“

Die Idee des „akademischen Wirtshauses“, wo Themen aus allen Bereichen geistigen und gesellschaftlichen Lebens behandelt werden sollen, stammt vom Ökonomen, Philosophen und Alternativnobelpreisträger Leopold Kohr. Geplant ist, Vorträge, Diskussionen, Vorführungen und Experimente zu regionalen und großen überregionalen Fragen wie Architektur, Kultur, Philosophie, Probleme der Region oder des Ortes möglichst verständlich und informativ in anregender Atmosphäre zu veranstalten. Gasthäusern, die diesbezüglich zu Stammlokalen avancieren, wird auf Wunsch das Prädikat „akademisches Wirtshaus“ verliehen werden. Eingeladen ist jeder, der entweder selbst das Wort ergreifen oder Vorschläge zu Themen, Referenten oder geeigneten Gasthäusern machen will (Kontaktadresse: Waldviertler Kulturförderungsverein, Edelhof 3, 3910 Zwettl). Geplant ist im Frühsommer eine Premiere mit dem heute international bekannten Leopold Kohr. Danach wird das „akademische Wirtshaus“ in losen Abständen an wechselnden Schauplätzen tagen.

Helmuth Weissenböck, NÖ Kurier 8. 3. 1989

Weitra

Webereimuseum

Bei der Ausgestaltung des Museums in den Produktionsgebäuden der ehemaligen Webwarenfabrik Hackl nimmt die Darstellung der Weberei einen wichtigen Platz ein. Bis in die Zeiten der mechani-

schen Fabriksweberei hinein war es im Waldviertel üblich, Spulen, Weben, Fransen, Sticken und andere Arbeiten an Weber- und Kleinhäuslerfamilien in Heimarbeit zu vergeben. Die Fabriken knüpften damit an die ältere Organisationsform des sogenannten „Verlagswesens“ an, in welchem „Faktoren“ oder Händler rohe (Baum-)Wolle und Garn an ländliche Spinnereien oder Weber verteilten, die das Material im Auftrag von Baumwollmanufakturen verarbeiteten.

Wie diese ländlichen Weberfamilien lebten und arbeiteten und was für einen Einschnitt die Errichtung von mechanischen Webwarenfabriken für sie darstellte, ist Thema einer Veranstaltung, die Waldviertel-Akademie, Stadtgemeinde Weitra und der Verein zur Errichtung eines Webereimuseums für Freitag, den 2. und Samstag, 3. Juni, im Weitraer Rathausaal vorbereiten. Auf dem Programm stehen Gastreferenten aus ländlichen Textilregionen der Ostschweiz und der Schwäbischen Alb; die Besonderheiten der Entwicklung der Waldviertler Textilindustrie werden im internationalen Vergleich besser verständlich; Erfahrungsberichten und Erinnerungen aus dem Waldviertler Arbeitsleben ist ein eigener Programmpunkt gewidmet. *Die Neue/Gmünder Nachrichten 16. 2. 1989*

Neues Brauhotel Weitra am 1. April eröffnet

Für das neue Brauhotel in Weitra gab es am Samstag, dem 1. April, einen markanten Termin: Das neugestaltete Hotel wurde nämlich, nachdem es bereits einige Wochen in Betrieb war, offiziell eröffnet. Für die damit verbundene Zeremonie war Landesrat Dkfm. Vinzenz Höfingler angesagt.

Das neue Brauhotel ist die zweite Ausbaustufe des alten Brauhauses, das auf eine Tradition seit 1321 zurückblickt und damit die älteste Brauerei Österreichs ist. Nachdem im Vorjahr bereits ein Kaffeehaus, zwei Restaurants, eine Gaststube und eine Schwemme geschaffen werden konnten, ist nun auch die Ausgestaltung des unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes am Weitraer Stadtplatz zu einem Hotel abgeschlossen. Es stehen hier 60 Betten in 31 Zimmern zur Verfügung. Dieser Betrieb hat sich seit seiner Inbetriebnahme schon sehr gut angelassen: Die Zimmer waren fast ständig belegt, wobei vor allem das große Interesse von Reisegruppen aus der Bundesrepublik Deutschland auffallend war. Das Viersternhotel wird aber nicht nur von Durchreisenden frequentiert, sondern hat eine Nächtigungsfrequenz von fünf bis sieben Übernachtungen pro Gast. In die Adaptierung dieses Brauhauses wurden mehr als 42 Millionen Schilling investiert. *NÖ Landeskorespondenz 30. 3. 1989*

Windigsteig

Teilnehmende Bläsergruppen

Am 5. Bezirksbläserkammermusiktag haben sich nun endgültig 21 Musikgruppen beteiligt, das ist eine sehr stattliche Zahl. Aus Zissersdorf kam ein Blechbläsertrio, Raabs stellte ein Hornduo und ein Flügelhornduo. Aus Eggenburg kamen je ein Klarinettentrio und ein Trompetentrio. Durch ein Klarinettentrio war auch die Stadtkapelle Horn vertreten. Gleich fünf Gruppen stellte das Blasorchester Waidhofen an der Thaya: Klarinettenduo I, Blechbläsertrio, Gemischtes Holzbläsertrio, Klarinettenduo II und Blechbläserquartett. Aus Irnfritz kamen ein gemischtes Holzbläserduo, ein Klarinettentrio und ein Klarinettenquartett. Vier Ensembles stellte Dobersberg: Blechbläserquartett, Blechbläsertrio, Klarinettenduo sowie ein Blechbläserquartett mit Schlagwerk.

Besonders erfreulich war, daß innerhalb der Beiträge dieses Nachmittages sehr viel an Literatur gehört werden konnte. So, wenn Dobersberg Turmmusiken der Renaissance aufleben ließ und die Gruppen aus Irnfritz ihre Liebe zur Klassik durchblicken ließen. Da gab es festlich-formschönen Trompetenschall und gleich danach Variationen eines Zeitgenossen über „Im März der Bauer“. Neben den Altmeistern, so etwa für die Klarinette Ignaz Pleyel, waren auch gelungene Proben für zeitgenössische Bläserkammermusik zu hören. *Die Neue/Waidhofner Nachrichten 9. 4. 1989*

Israelitischer Friedhof von Stadtgemeinde restauriert

Jahrzehntlang befand sich der israelitische Friedhof in Zwettl in einem äußerst schlechten Zustand. Im Sommer des Vorjahres ging die Stadtgemeinde Zwettl daran, ihn zu renovieren. Jetzt erstrahlt der Friedhof in neuem Glanz. Der jüdische Friedhof in Zwettl wurde 1882 über Initiative des Branntwein- und Essigfabrikanten Samuel Schidloff errichtet und 1890 vom Friedhofsverein Chevra Kadischa übernommen. Er liegt neben dem Syrnauer Friedhof. Bis zum Sommer des Vorjahres war die Israelitische Kultusgemeinde in Wien für die Erhaltung zuständig. Als die Stadtgemeinde Zwettl begann, den Friedhof mit Unterstützung der „Aktion 8000“ des Landesarbeitsamtes zu renovieren, überließ der Eigentümer der Stadtgemeinde ein Teilstück für Lagerzwecke, dafür sorgt diese jetzt für die Erhaltung. Mauerputz, Ziegelabdeckungen, der Lagerraum und das Eingangstor wurden renoviert, das Material stellte die Gemeinde zur Verfügung. „Die letzte Beerdigung auf diesem Friedhof fand im Jahr 1933 statt“, weiß der zuständige Stadtrat Josef Hölzl, es seien aber immer noch welche möglich. Jahrelang war der Friedhof gesperrt, auch jetzt will man diese Sperre beibehalten. Im August 1987 waren noch 23 Inschriften an den Grabstellen erkennbar, sicherlich liegen auf diesem Friedhof aber mehr Menschen begraben.

NÖN/Zwettler Zeitung 31. 1. 1989

Der Zwettler Kunstverein hat einen neuen Vorstand

Helmut Schickhofer ist nicht mehr Obmann des Zwettler Kunstvereines. Das steht seit der Jahreshauptversammlung fest. An seine Stelle trat Anna Maria Yvon, vorherige Schriftführerin. Weitere Vorstandsmitglieder sind Dr. Manfred Haydn, Karin Kienastberger und die künstlerischen Beiräte R. Urtz, H. Kitzler und M. Yvon. Besprochen wurde bei dieser Sitzung auch das kommende Jahresprogramm. Das Problem hierbei ist, daß dem Verein die Atelier-Galerie in der Hamerlingstraße nicht mehr zur Verfügung steht, weshalb die nächste Ausstellung „Kunstschritte“ in der Volksbank Zwettl stattfinden wird.

Ebenfalls bei der Hauptversammlung stellte Karl Moser seine Radierung „Kindheits Erinnerung“ vor. Dieses Werk des Waldviertler Künstlers wird 1989 als Jahresgabe fungieren, und zwar für Interessenten, die einen höheren Mitgliedsbeitrag leisten. Informationen bei: Zwettler Kunstverein, Galgenbergstraße 16, 3910 Zwettl, Telefon 02822/3152.

NÖN/Zwettler Zeitung 14. 3. 1989

Umweltberatung ist zwei Jahre alt

1986 entwickelte eine Gruppe Engagierter im Wald- und Mostviertel die Idee, Umweltberatungsstellen zu gründen. Im März 1987 eröffnete ein fünfköpfiges Team in Zwettl eine der ersten Umweltberatungen Österreichs. Inzwischen gibt es alleine durch die Umweltberatung um 59 Arbeitsplätze mehr. Auch der Bekanntheitsgrad der Umweltberater ist enorm gestiegen, wie eine im Herbst vergangenen Jahres durchgeführte Umfrage zeigt. So gaben rund 76 % der Befragten an, die Umweltberatung zu kennen, und jeder 5. Befragte hatte bereits auf irgendeine Weise Kontakt zu ihr. 72,4 % können sich vorstellen, die Umweltberatung in Anspruch zu nehmen, und mehr als die Hälfte hält diese Einrichtung für eine sehr notwendige.

Die Umweltberatung Waldviertel betreut die Bezirke Zwettl, Krems, Gmünd, Waidhofen an der Thaya, Horn und Melk, wobei die Betreuung im „Heimat“-Bezirk Zwettl am besten ist. Waidhofen, Horn und besonders Melk sind noch unter dem Durchschnitt betreut. Ein Wunsch der Umweltberater/innen ist es deshalb, eine zweite Umweltberatungsstelle im Waldviertel einzurichten, um auch diese Bezirke optimal betreuen zu können. Die Arbeit der Umweltberater ist eine sehr vielfältige. Ein konkretes Projekt ist beispielsweise die Erstellung einer Wasserstudie über das Untere Kampthal, ein weiterer besonderer Erfolg ist die Mitarbeit an einem Müllkonzept für die Stadtgemeinde Zwettl.

Brigitte Lassmann, NÖN/Zwettler Zeitung 29. 3. 1989

Buchbesprechungen

Ernst Brückmüller, **Sozialgeschichte Österreichs** (Wien-München: Herold 1985) 648 Seiten, 25 Tabellen, 16 Graphiken und 5 Karten, öS 598,—.

Ernst Brückmüller, Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien, hat mit seinem auf einen Vorlesungszyklus zurückgehenden Buch den ersten Versuch einer Gesamtdarstellung der Sozialgeschichte Österreichs (d. h. des Territoriums der heutigen Republik) vorgelegt. In den einzelnen Kapiteln seines Werkes, das der Autor in der Einleitung bescheiden als „Vorstudie für eine Sozialgeschichte Österreichs“ bezeichnet, skizziert Brückmüller zunächst die Bevölkerungsentwicklung und stellt anschließend die „ländliche und städtische Bevölkerung in ihren dominierenden Sozialformen“ dar. Im 19. Jahrhundert wird diese Gliederung sinnvollerweise durch jene nach Wirtschaftssektoren (primärer, sekundärer, tertiärer) abgelöst. Es ist Brückmüller sehr gut gelungen, ein Gleichgewicht zwischen der Darstellung stabiler bzw. sich nur langsam ändernder sozialer „Strukturen“ und der Analyse großer gesellschaftlicher Konflikte, etwa der sog. Bauernkriege, zu finden. Sein Buch ist ein neues Standardwerk, das der Wiener sozialhistorischen Schule zur Ehre gereicht (um ein auf Erich Zöllners „Geschichte Österreichs“ gemünztes Rezensentenwort zu variieren). Es ist gut in einem (sehr langen) Zug lesbar, läßt sich aber dank ausgezeichnete Register auch bestens als Nachschlagewerk benutzen. Das Fehlen von Anmerkungen wird allerdings durch das umfassende, thematisch gegliederte Literaturverzeichnis nur teilweise wettgemacht.

In einem Buch, das einen Zeitraum von mehreren tausend Jahren behandelt, sachliche Lücken zu entdecken, ist keine Kunst; daß aber eine so genuin sozialgeschichtliche Fragestellung wie die Entwicklung der Lebenserwartung und ihre sozialen Implikationen und Folgen überhaupt nicht thematisiert wird, ist eigentlich unbegreiflich (einzige Ausnahme: die Altersverteilung von auf dem hallstattzeitlichen Gräberfeld Dürrnberg bei Hallein Bestatteten, S. 24 f.). Bei der Besprechung von Jungsteinzeit, Bronze- und Eisenzeit wird die Erfindung der Erzeugung von Textilien (Spinnen und Weben!) nicht einmal erwähnt. Das mag auch damit zusammenhängen, daß der Zeit vom Beginn der menschlichen Siedlung bis zum Ende der Römerherrschaft nur 14 Seiten gewidmet sind. Ähnlich essayistisch — mit vielen interessanten Informationen, Beobachtungen und Thesen — wird auf rund 50 Druckseiten die Zeit vom Ende der Habsburgermonarchie bis zur Gegenwart abgehandelt. Der Schwerpunkt des Buches liegt eindeutig auf den sozialen Entwicklungen von der Entstehung der Feudalgesellschaft bis zum Ersten Weltkrieg. Doch auch in den zentralen Kapiteln fehlen, wie mir scheint, wichtige Themen wie die Hexen- und Zaubereiprozesse der frühen Neuzeit oder die sozialen Wurzeln der Entstehung des Zionismus in der Habsburgermonarchie.

Für sicherlich notwendige weitere Auflagen sei auf einige Details hingewiesen, die unzutreffend oder ergänzungsbedürftig sind. Der Protestant Wolf Helmhard von Hohberg mußte Österreich nicht „nach dem Dreißigjährigen Krieg verlassen“ (S. 277), sondern er ging in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts ins Exil nach Regensburg, obwohl der loyale evangelische Adel Niederösterreichs — im Unterschied zu jenem Innerösterreichs und des Landes ob der Enns — nicht zur Auswanderung gezwungen wurde (was natürlich nicht bedeutet, daß Hohbergs Emigration nicht trotzdem eine Folge der katholischen Gegenreformation war). Bei der Erwähnung der fürstlichen Kunst- und Wunderkammern sollte zumindest die Sammeltätigkeit Ferdinands von Tirol nicht ungenannt bleiben (S. 242). Der Hofkammerpräsident Graf Sinzendorf hieß nicht „Ludwig“ (S. 247), sondern Georg Ludwig. Auf S. 250 heißt es lapidar: „1670 vertrieb man die Juden aus Wien.“ Über die treibenden Kräfte — die christlichen Bürger Wiens, Bischof Kollonitsch von Wiener Neustadt und die judenfeindliche Kaiserin — erfährt der Leser nichts. Graf Johann Christoph Ferdinand von Mallenthein plante in (Groß) Siegharts nicht, „für den Absatz von Leinen nach Indien (. . .) eine große Produktion“ aufzuziehen (S. 264), vielmehr ging es ihm um die Errichtung eines überlokalen Zentrums für die Produktion von Schaf- und Baumwollwaren. Auf S. 294 wird das Robot-Patent für Niederösterreich von 1772 stark verkürzt wiedergegeben; es fehlt auch ein Hinweis darauf, daß seit 1800 die

Wiedereinführung von in Geld abgelösten Naturalroboten wieder ganz im Belieben der Grundherren lag. Am 6. Mai 1848 wurde in Wien das kaiserliche Zeughaus in der Renngasse belagert und erstürmt (S. 356: „das Zeughaus“ — Verwechslungsmöglichkeit mit dem bürgerlichen Zeughaus!). Der erste sozialdemokratische Maiaufmarsch fand nicht 1891 statt (S. 393), sondern bereits ein Jahr früher. Auf S. 405 muß es statt „Arbeiterverbände“ heißen: „Arbeitgeberverbände“. Auf S. 408 scheint eine Zeile zu fehlen (vor der zehntletzten Zeile). Arthur Schnitzler wurde nicht „für seine Ablehnung des Duells (...) von einem Offiziersehrenrat (...) die Reserveoffizierswürde aberkannt“ (S. 449), sondern wegen der Veröffentlichung der Erzählung „Leutnant Gustl“ in der Weihnachtsbeilage des Jahres 1900 der „Neuen Freien Presse“. Durch die psychoanalytische Zeichnung der Innenansicht (innerer Monolog!) einer „Leitfigur der Epoche“, des jugendlichen Leutnants, hatte Schnitzler nach Ansicht des „Ehrenrats für Landwehroffiziere und Kadetten Wiens“ „die Ehre und das Ansehen der österreichisch-ungarischen Armee geschädigt und herabgesetzt“. Es wurde ihm der Offiziersrang („k. u. k. Oberarzt“) aberkannt, und er wurde zum einfachen „Sanitätssoldaten des k. u. k. Landsturms“ degradiert. (Vgl. Rolf-Peter Janz und Klaus Laermann, Arthur Schnitzler: Zur Diagnose des Wiener Bürgertums im Fin de siècle, Stuttgart 1977, S. 110-154.)

Zu den sprachlichen Eigenheiten Bruckmüllers gehört die häufige Verwendung des Wortes „vorab“ (laut Duden: „zunächst“, „zuerst“) in der Bedeutung von „vor allem“, „besonders“, „insbesondere“ etc.: ich habe mir erlaubt mitzuzählen und bin auf 134 Fälle gekommen. Auch Ausdrücke wie „ungeistlicher Großgrundbesitzer“ (S. 402) und „monokulturelle Industriestadt“ (S. 502) tun der Sprache Gewalt an. Der Begriff „Doppelverdienstmöglichkeiten“ (S. 502) hat, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, nichts mit Doppelverdienern zu tun, sondern soll die Möglichkeit bezeichnen, daß Frauen erwerbstätiger Männer einer Erwerbsarbeit nachgehen können.

Das alles sind freilich nur Kleinigkeiten. „Der Bruckmüller“ wird sich in den Bibliotheken von Studenten, Geschichtslehrern und anderen an der österreichischen Sozialgeschichte Interessierten als Handbuch im besten Sinne des Wortes bewähren. Es wird sehr vieler Detailstudien bedürfen, bevor sich wieder ein Sozialhistoriker mit viel Mut, Fleiß und Ausdauer an eine derart umfassende Zusammenfassung heranwagen wird können.

Thomas Winkelbauer

Georg Riha / Alfred Komarek, **Niederösterreich. Das sanfte Land** (=Band 1 der Reihe Vogelschau Österreich, Wien: Kremayr & Scheriau 1986) 204 Seiten mit 135 Flugaufnahmen in Farbe, öS 790,—.

„Die Augen sind unsere Fenster in der Welt. Schauen bedeutet Leben. Wer über den Dingen steht, schaut tiefer“, schreibt Alfred Komarek als Einleitung zu dem Bildband, der mit großformatigen Farbfotos, von Georg Riha aus der Vogelperspektive aufgenommen, streiflichtartige Eindrücke unter den Stichworten Gesichter, Strukturen, Prägungen, Menschenwerk und Augenblicke vermitteln möchte. Aus der Luft betrachtet verlieren die gebirgigen Landesteile ihre scharfen Konturen und erwecken den Eindruck eines „sanften Landes“. Die Bildfolgen entsprechen nicht einer geographischen Ordnung, sondern orientieren sich an der optischen Harmonie. Eine Reihe von Fotos veranschaulicht die Hochfläche des Waldviertels von der Blockheide bei Gmünd bis zum Kampthal im Osten; Landschaftsfotos wechseln mit Aufnahmen von Städten. Von den Bezirkshauptorten des Waldviertels sind Melk, Krems und Zwettl vertreten, die Klosteranlagen von Altenburg, Geras und Melk sind aus der Luft mit einem Blick überschaubar und an Burgen und Schlössern ist mit Rosenberg, Buchberg, Rappottenstein, Schönbühel und Grafenegg eine begrenzte Auswahl gegeben. Ein Inhaltsverzeichnis fehlt und die Bildtexte treten gegenüber den aussagekräftigen Fotos in den Hintergrund.

Wanderte einst Johann Anton Friedrich Reil zu Fuß durch das Waldviertel und hinterließ uns 1823 einen Tagebuchbericht noch ohne bildliche Darstellungen, so wird der Betrachter des vorliegenden Buches zum Wanderer zwischen den Wolken und die reizvollen und harmonisch wirkenden Fotos eröffnen die Möglichkeit, bekannte Ansichten aus einer neuen Perspektive kennenzulernen.

Erich Rabl

Historisch-topographisches Lexikon von Niederösterreich. Hrsg. vom Niederösterreichischen Institut für Landeskunde. 1. Band. Katastralgemeinden mit dem Anfangsbuchstaben P. 1. Lieferung. Paasdorf — Pframa. Redigiert von Helmuth Feigl (Wien: NÖ Institut für Landeskunde 1988) XI, 192 Seiten, broschiert, öS 300,—.

Die jedem niederösterreichischen Heimatforscher bekannte „Topographie von Niederösterreich“, deren erster Band im Jahr 1885 erschien, gehört wohl zu den bedeutendsten und am meisten benutzten Werken, welche der Verein für Landeskunde während seines 125jährigen Bestehens veröffentlicht hat. Nachdem Band 1 Niederösterreich im allgemeinen beschrieb und mit Wien fortgesetzt wurde, begannen mit Band 2/1 die Schilderungen der Siedlungen von A bis E. Daher führen alle folgenden Bände zwei verschiedene Nummernbezeichnungen. Als Folge der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse während des Ersten Weltkrieges geriet das Werk ins Stocken und wurde schließlich im Jahr 1915 gänzlich eingestellt. Erst 1925 versuchte der Verein dieses topographische Werk fortzusetzen, doch wurde es 1928 nach der Fertigstellung von 16 Druckbögen des Bandes 8/7 neuerlich abgebrochen und blieb mitten im Artikel St. Peter in der Au stecken.

Nach einer rund 50jährigen Unterbrechung wurde im Jahr 1978 nach der Gründung des NÖ Instituts für Landeskunde neuerlich mit den Arbeiten für die Landestopographie begonnen. Das Redaktionskomitee unter der Leitung von Institutsdirektor Helmuth Feigl, gleichzeitig auch Landesarchivdirektor, faßte den Entschluß, zunächst die ortskundlichen Artikel für die Buchstaben P bis Z zu vollenden, bevor an die notwendige Neuauflage und Überarbeitung des bisher Publizierten geschritten wird. Nach mehrjährigen Vorbereitungen erschien vor Weihnachten 1988 die erste Lieferung des ersten Bandes mit den Katastralgemeinden Paasdorf bis Pframa. Feigl leitet die Gesamtedaktion, während 23 ständige Mitarbeiter für die einzelnen Fachbereiche in den Artikeln zuständig sind. Persönlichkeiten, die bei einzelnen Artikeln mitgearbeitet haben, werden am Schluß desselben genannt.

Die Neubearbeitung beginnt mit dem Buchstaben P, um einen nach modernen Grundsätzen gestalteten einheitlichen Band zu erreichen. Gegenüber der alten Topographie traten eine Reihe von Änderungen ein. Da sich zu kleine Einheiten nicht bewährten, wird von nun an den einzelnen Artikeln die Katastralgemeinde zugrunde gelegt. Die Beschreibung von bemerkenswerten Einzelobjekten, wie Rotten, Einzelhäuser und Einzelhöfe, Schlösser, Burgruinen und Kirchenbauten erfolgt im Rahmen des Artikels über die Katastralgemeinde. Die einzelnen Gemeinden werden alphabetisch nach der heute üblichen Form gereiht, wie sie auch im Österreichischen Amtskalender zur Anwendung kommt. Das ergibt gegenüber den 1885 bis 1928 erschienenen Bänden und Lieferungen bemerkenswerte Änderungen, da damals Siedlungen mit den Zusatzbezeichnungen Ober-, Unter-, Groß-, Klein-, Nieder- usf. nach dem Grundwort gereiht waren (z. B. Großpertholz unter Pertholz, Groß-). Für die alphabetische Reihung der Katastralgemeinden wurde auch jetzt das Grundwort beibehalten. So folgen auf Persenbeug die Orte Großpertenschlag, Kleinpertenschlag, (Bad) Großpertholz, dreimal Kleinpertholz, um mit Perwath fortzusetzen. Ähnliches gilt für Namen mit dem Zusatz Sankt-. Müßte eine Ortschaft wegen der Änderung der Reihenfolge zum zweitenmal in der Topographie gebracht werden, findet sich nur ein Hinweis auf den entsprechenden Band der alten Topographie.

Die Gliederung innerhalb der einzelnen Artikel erfolgt nach modernen landeskundlichen Richtlinien in 25 feststehenden Punkten: 1. Administrative Position, Flächenausmaß und Postleitzahl der Katastralgemeinde, 2. Lage, 3. Gestein, Relief, Böden, 4. Klima, 5. Naturschutz und Naturdenkmäler, 6. Bodenfunde aus prähistorischer Zeit, aus der Austria Romana und dem Mittelalter, 7. Siedlungs- und die traditionellen Bauernhausformen, 8. Siedlungsgröße, 9. Flurform und Flurnamen, Kommassierung, 10. Die älteste Nennung der Katastralgemeinde, 11. Entwicklung der Orthographie des Ortsnamens, 12. Etymologie der Siedlungsnamen, 13. Wüstungen im Bereich der Katastralgemeinde, 14. Grundherrschaftliche Verhältnisse, 15. Gemeinde (Markt- und Stadterhebung, Gemeindewappen und -farben, Wahlergebnisse und Bürgermeister ab 1918, kommunale Einrichtungen), 16. Soziale und kulturelle Institutionen (inklusive Vereine, Freiwillige Feuerwehr und Brauchtum), 17. Berühmte Persönlichkeiten, die aus dem Ort stammen oder dort längere Zeit wohnhaft waren, 18. Medizinische Versorgung der Bevölkerung, 19. Seuchen, Naturkatastrophen und Kriegser-

eignisse, 20. Wirtschaftliche Verhältnisse inklusive soziale Gliederung, 21. Militärische Belange (z. B. Kasernen, Militärflugplatz, Truppenübungsplatz), 22. Verkehr, 23. Schulverhältnisse, 24. Kirchliche Institutionen und Verhältnisse und 25. Quellen und Literatur.

Unter den in dieser Lieferung bearbeiteten 72 Katastralgemeinden befinden sich 25, die im Waldviertel und der Wachau gelegen sind. Stichprobenartige Durchsichten bestätigen, daß alle topographischen Gesichtspunkte nach dem neuesten Stand der lokalhistorischen Forschungsergebnisse erarbeitet wurden. Besonders hervorgehoben sei, daß bei jeder Gemeinde die Siedlungs- und Flurformen beschrieben, die historische Erstnennung erwähnt und die Etymologie des Ortsnamens erklärt werden. Dankenswert sind auch die jedem Artikel angeschlossenen Quellen- und Literaturangaben, die auch Hinweise auf ältere Topographien (Weiskern, Steinius) und auf Stellen in periodischen Druckschriften und Sammelwerken enthalten. Daß manchmal der Hinweis auf die allerneueste Literatur fehlt (z. B. auf die 3. Auflage der Heimatkunde des Bezirkes Gmünd, 1986), mag wohl mit dem Redaktionsschluß zusammenhängen. Alles in allem liegt hier ein großartiges topographisches Nachschlagewerk über Niederösterreich vor, dem man nach dem dritten Versuch auch einen Abschluß in absehbarer Zeit wünschen muß. Kein Heimatforscher wird in Zukunft an diesem Werk vorübergehen können.

Walter Pongratz

Kommando der 3. Panzergrenadierbrigade (Hg.), **Städte — Garnisonen — Truppen** (Horn 1989) 299 Seiten, 313 Fotos, 1 Kartenskizze.

Die 3. Panzergrenadierbrigade, deren Einheiten mit Ausnahme von Mautern und St. Pölten im nördlichen Niederösterreich stationiert sind, wollte mit vorliegender Schrift die Verbundenheit zwischen Militär und Zivilbevölkerung dokumentieren, besonders aber die historischen Wurzeln der Landesverteidigung in Niederösterreich aufzeigen, zumal alle Garnisons- und Partnerstädte dieser Einheit auf eine reiche und bewegte Vergangenheit zurückblicken können.

Nach den Vorworten von Landeshauptmann Ludwig und Oberst Fitzal widmet die vorliegende Schrift jeder Garnisonsstadt (St. Pölten, Mautern, Allentsteig, Horn, Mistelbach, Weitra) und der Partnerstadt Krems einen eigenen Abschnitt; überhaupt ist im Aufbau dieses Buches ein wohlgedachtes Konzept erkennbar. Jede Stadt und die darin stationierte Garnison wird zunächst durch den Bürgermeister und den Kasernenkommandanten kurz vorgestellt. Darauf folgt ein Abschnitt, der sich mit der Geschichte der jeweiligen Stadt beschäftigt. Diese Aufsätze sind äußerst interessant und informativ, sie behandeln die Entwicklung der Stadt von ihren Anfängen bis in die unmittelbare Gegenwart und werden von einem reichhaltigen Bildmaterial begleitet. Auch wenn sie in ihrer Länge natürlich Beschränkungen unterworfen waren, vermitteln diese Beiträge interessante Einblicke in die Geschichte der dargestellten Städte, bei manchem merkt man, daß er aus der Feder eines namhaften Historikers stammt.

Die nächsten beiden Kapitel behandeln jeweils militärische Belange der einzelnen Städte. Sie stellen die Geschichte der Garnison und der derzeit dort stationierten Einheit dar. Hier hätte man unter anderem etwas ausführlicher auf die Persönlichkeiten eingehen können, nach denen einzelne Kasernen benannt sind, so werden z. B. Feldmarschall Heß und Karl v. Kopal nur kurz genannt. Die militärischen Ereignisse der NS-Zeit (Verwendung der Kasernen, Truppenstationierungen...) finden kaum Erwähnung. Man hat sich offensichtlich ganz bewußt bemüht, diese Schrift nur dem österreichischen Militär zu widmen. Auch diese Teile enthalten — wie das ganze Buch — recht interessantes Bildmaterial. Unerklärlich ist allerdings, wie bei der Erstellung der Landkarte auf Seite 13 die Verwechslung zwischen ČSSR und dem Burgenland passieren konnte (bekanntlich grenzt das Weinviertel auch im Osten an die ČSSR).

Alles in allem ist vorliegendes Buch aber eine gelungene Arbeit. Es dokumentiert die weitgehend gute Zusammenarbeit zwischen militärischen Dienststellen und der Bevölkerung und wird auch für die lokale Geschichtsschreibung nicht ohne Bedeutung sein.

Friedel Moll

Sie erzählen, was sie erlebten. 1938-1945. Herausgegeben von der Katholischen Aktion der Diözese St. Pölten (St. Pölten — Wien: Niederösterreichisches Pressehaus 1988) 208 Seiten, Schwarzweiß-Illustrationen, öS 280,—.

Im Anschluß an die von der Katholischen Aktion der Diözese St. Pölten durchgeführten zeitgeschichtlichen Bildungsveranstaltungen zum Gedenkjahr 1988 erschien nun ein Erinnerungsband mit Erlebnisberichten aus 50 Gemeinden der Diözese. Menschen aus allen Bevölkerungsschichten erzählen darin, was sie zwischen 1938 und 1945 erlebt haben.

Wenn auch die Qualität der Erzählungen gemischt ist, kann das Ergebnis doch als ein ausgesprochen wertvoller Beitrag zur Aufarbeitung der Zeitgeschichte dieser Jahre betrachtet werden. Dabei ist zu unterscheiden zwischen den Berichten der „Mitläufer“ und denen der Distanzierten und ausgesprochenen Gegner.

Die „Mitläufer“ (aber auch viele der Zeitgenossen, die den Nationalsozialismus abgelehnt haben) versuchen zu erklären, wie es dazu kommen konnte, daß sich so viele Österreicher von den Ideen des Nationalsozialismus haben mitreißen lassen. Die heute unvorstellbare Not der Zwischenkriegszeit wird dabei angeführt („Viele Kinder hatten kein Jausenbrot in der Schule“, S. 11), die Inflation, die Weltwirtschaftskrise, die Arbeitslosigkeit und die aggressive politische Konfrontation. Die Leute meinten: „Schlechter kann's nicht mehr werden“ (S. 14, 51). Und dann war da noch die Angst, schon wegen einer kleinen unbedachten oder gar negativen Äußerung gegen das Regime Inhaftierung, Arbeitslager oder Konzentrationslager zu riskieren. „Nun, bei solchen Aussichten sage mir einer, ob er nicht kapituliert hätte oder ein ‚Held‘ geblieben wäre, wenn er zu Hause für eine kranke Frau und drei Kinder zu sorgen hatte. Die Existenz und das Wohlergehen meiner Familie schien mir doch wichtiger, als ein sinnloser Widerstandskämpfer zu sein, und so wurde ich also ‚umgeschult und eingeschaltet‘, meint einer der Autoren (S. 25). Mag den „Nachgeborenen“ eine solche Argumentation heute auch als billige Ausrede oder gar als eine Beschönigung persönlicher Feigheit gelten, darf realistischere doch nicht übersehen werden, daß hier die „Jägerstätter-Problematik“ angesprochen ist: Was ist mir wichtiger, die Familie oder die Ideologie?

Auffallend offen sind auch die Stellungnahmen der damals Jugendlichen. Am ehrlichsten ausgesprochen hat sie wohl ein 1938 Achtzehnjähriger, wenn er schreibt: „Wir haben gebetet und geweint, aber die Massenhysterie erfaßte auch uns.“ (S. 42) „Die Uniformen der Panzerschützen und die großen Panzer begeisterten die jungen Burschen“ (S. 44), und „es tat sich endlich was, es war endlich was los im Dorf.“ (S. 29) Alle waren „von der Wortgewalt“ der Hitler-Reden beeindruckt (S. 37), und Verwirrung stifteten auch der Aufruf des „Katholiken“ Seyß-Inquart „Österreicher harret aus und betet!“ (S. 38) sowie das Bischofshirtenschreiben und die Renner-Stellungnahme zur Volksabstimmung. Aber um Aufnahme in die Jugendorganisationen suchte man nicht an, sondern die Jugendlichen wurden „korporativ in die Hitlerjugend eingereiht“ (S. 41) (was heute auch vielfach nicht zur Kenntnis genommen wird). Und dann: „Ein ganz großes Erlebnis war der Reichsparteitag in Nürnberg.“ (S. 51)

Diese „Mitläufer“-Erinnerungen von Angehörigen „schwarzer“ Familien gebracht zu haben, ist eines der Verdienste des Buches, und dabei zeigt sich, daß auch diese Art der Aufarbeitung eine Möglichkeit der Bewältigung dieses Problems ist. Es wird nicht das übliche Mea-culpa-Gejammer geboten, dessen Ehrlichkeit ohnedies manchmal fragwürdig erscheint, sondern die Berichtersteller erzählen einfach, wie es war, und versuchen (vielfach mit einem nachträglichen Kopfschütteln), ihr seinerzeitiges Verhalten zwar nicht zu entschuldigen, aber zu erklären mit dem Grundtenor: Wir haben uns blenden und verführen lassen. Wir wissen heute, daß es nicht richtig war. Damals aber sahen wir es mit anderen Augen und hielten es für das Richtige, denn „wir hatten keine Ahnung, daß dieser gottlose Hitler soviel Unheil, Krieg, Mord und Elend über uns bringen sollte“ (S. 14). Und auch die Tendenz, die heutigen Jugendlichen vor einer Wiederholung dieses Verhaltens zu warnen, ist zu verspüren. Für den Geschichtswissenschaftler aber sind die Berichte eine wertvolle Quelle für das Selbstverständnis der Menschen dieser Periode, und sie bewahren ihn vor einer der größten Todsünden des Historikers, nämlich die Vergangenheit mit den Augen der Gegenwart zu sehen, statt sie aus ihr selbst zu verstehen.

Die Erinnerungen der „Mitläufer“ machen aber nur einen Bruchteil des Buches aus, der Schwerpunkt liegt auf den Darstellungen der Gegner des Systems, wobei diese Aufzeichnungen dem Leser bewußt machen, daß es in dieser Zeit nicht nur begeisterte oder opportunistische Anhänger des Nationalsozialismus gegeben hat, sondern daß viele durch all die Jahre hindurch in standhafter Gegnerschaft verharrten. Daher schreibt eine Autorin: „Es ist empörend, wenn wir jetzt von den ‚Nachgeborenen‘ alle in einen Topf geworfen werden, daß wir alle Nazis gewesen sein sollen und uns hätten wehren können . . . Viele wirkten in der Stille und ließen sich nicht fassen. Meine Schulkinder hörten immer durch mich von Gott, die Mütter . . . waren auf meiner Seite. Es war eine stille Verschwörung zwischen Schule, Elternhaus und Pfarrhof, die man nicht durchschauen und durchbrechen konnte.“ (Maria Theresia Waldherr, S. 56) Man mußte also wirklich nicht unbedingt ein „Mitläufer“ sein! Gerade weil dieses Buch auch Berichte der „Mitläufer“ bringt, ist diese Aussage so berührend. Freilich: „Man mußte schon allerhand Mut haben, um überhaupt dagegen zu sein . . . Und doch gab es einen Onkel, der sich als ehemaliger Offizier weigerte, in den Krieg zu ziehen, und es gab eine Mutter, die sich weigerte, das silberne Mutterkreuz entgegenzunehmen. Sie habe ihre Kinder nicht für den Führer bekommen. Da gab es eine Cousine, Hauptfürsorgerin in Wien, die Juden Versteck und Flucht ermöglichte. Oder es gab eine Dame — strafweise bei der Gestapo angestellt —, die immer unter Lebensgefahr half, und meinen Bruder, der sich als Offiziersanwärter bewußt dumm stellte, um nicht Offizier zu werden.“ (Margarete Nyary-Normann, S. 53)

Daß dabei in einem von der Katholischen Aktion herausgegebenen Buch die antinationalsozialistische Haltung der Priester in dieser Zeit betont wird, ist naheliegend, aber auch notwendig. Dem ewigen Gerede davon, was die Kirche noch alles gegen den Nationalsozialismus hätte tun können, ist nämlich die historische Tatsache entgegenzustellen, daß damals jeder Priester ein Symbol des Widerstandes gegen das Regime war und den anderen Gegnern Mut und Zuversicht gab schon allein durch sein Vorhandensein. Das ist ein historisches Faktum, das der Rezensent aus eigener Erfahrung mit Überzeugung bestätigen kann und das bisher in der Diskussion über die Jahre zwischen 1938 und 1945 sicher zu wenig betont wurde. „In Priesterkreisen haben wir alle zusammengehalten“, schreibt Konsistorialrat Mag. Rudolf Schierer (einer der besten Beitragsschreiber), „und jeder wußte, daß er sich auf den anderen verlassen konnte, daß es unter uns keine Verräter gab und jeder vorsichtig sein mußte, um sich in der Öffentlichkeit nicht zu verplaudern.“ (S. 133) So kann als Resümee dieser Erinnerungen der Geistlichen festgehalten werden, daß die Priester „bemüht waren, die bösen Folgen dieser Geistesrichtung einzudämmen, manche Risiken eingegangen sind und Opfer gebracht haben“, auch wenn nicht alle gleich im Konzentrationslager gelandet sind (S. 134).

Wertvolles Quellenmaterial bietet das Buch auch für die Erhellung der damaligen Situation im Waldviertel, wo durch die Schönerianer schon früh der Boden für die nationalsozialistische Ideologie bereitet worden war (S. 17) und nach dem Umbruch den Kindern in der Schule gesagt wurde, sie könnten stolz darauf sein, daß die Ahnen des Führers aus dem „urdeutschen Landgau des Waldviertels“ stammten (S. 22).

Die Freude über den Anschluß war bei den alten Deutschnationalen so groß, daß sie sogar den Christbaum zu Weihnachten mit Hakenkreuzen schmückten (S. 20). Politisch Unzuverlässige aber wurden aus dem Staatsdienst entlassen, Gegner wurden bespuckt und gehörfreigt (S. 66). Der Stadtpfarrer von Groß-Siegharts, Richard Frasl, weigerte sich, am Tag der Volksabstimmung am Kirchturm eine Hakenkreuzfahne zu hissen (S. 67), und als es dann in Groß-Siegharts eine einzige Nein-Stimme gab, wurden im ganzen Bezirk Plakate mit dem Bild der Nein-Wählerin affiziert mit dem Text: „Die Frau Schober, dieses alte Schwein, wählte als einzige ‚Nein!‘“ (S. 67) (Daß Pfarrer Frasl später — drei Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner — im Konzentrationslager den Tod fand, wird erwähnt — S. 67 —, nicht aber, warum er dorthin gekommen war — angeblich deswegen, weil er sich geweigert hatte, beim Begräbnis eines prominenten Nationalsozialisten die Kirchenglocken zu läuten.)

Die verschiedenen Ortsfunktionen wurden den Begeisterten übertragen, nur im kirchlichen Bereich hatten ehemalige Funktionäre die Chance, sich zu betätigen. Die Frau des ehemaligen Bür-

germeisters von Großrupprechts in der Pfarre Vitis sagte daher: „Den Vater haben's überall abgesetzt, aber als neuen Pfarrkirchenrat haben s' ihn genommen.“ (S. 68)

Die Seelsorgetätigkeit wurde weitgehend behindert und in die Kirche und die Sakristei zurückgedrängt. Doch hatte die neue Situation auch ihre guten Seiten, war die Kirche dadurch doch vom total verpolitisierten Vereinskatholizismus befreit worden, was eine Verinnerlichung des religiösen Lebens zur Folge hatte (S. 36). Leicht hatten es freilich die Priester damals nicht. Durch Seelsorgs- und Glaubensstunden sowie durch eine intensivierete Ministrantenbetreuung versuchten sie jedoch die Kinder und Jugendlichen, welche den Sonntagsgottesdienst besuchten, religiös zu unterweisen; wurden diese Glaubensstunden öffentlich angekündigt, waren sie erlaubt, war dies nicht der Fall, wurde es als „Geheimbündelei“ gebrandmarkt (S. 125, 128). So wurde Msgr. Heinrich Heß staatspolizeilich verwarnet, weil er in Langenlois Einladungs- und Werbeschreiben für seine gutbesuchten Glaubensstunden ausgesandt hatte, und schließlich wurde er vom Bischof sogar versetzt, um die Bespitzelungen zu erschweren (S. 125). Manche Kinder freilich waren von der HJ und dem BdM so aufgehetzt, daß sie den Religionslehrer mit „Pfui Innitzer“-Rufen empfangen oder anderweitig opponierten (S. 130). In Krems, der „Stadt der Bewegung“, wurden die Pfarrhoffenster eingeschlagen (S. 128), tagelange Hausdurchsuchungen und Inhaftierungen Geistlicher wurden durchgeführt (S. 130 ff.).

Standhafte Eltern bekannnten sich im Rahmen ihrer Kindererziehung aber trotzdem entschieden zu ihrem Glauben. So berichtet Msgr. Josef Gaupmann, daß er am 8. Dezember den Unterricht in der Oberschule in Znaim nicht besucht hatte und seine Mutter ihm als Entschuldigung schrieb: „Da ich als katholische Mutter es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren kann, daß mein Sohn an einem Feiertag die Schule besucht, ersuche ich, ihn zu entschuldigen.“ (S. 71)

Von Anfang an gab es auch echte Widerstandsaktivitäten. So wurden im Bezirk Krems schon am 1. Mai 1939 von jungen Burschen antinationalsozialistische Flugzettel geworfen (S. 189), worauf die Täter — unter ihnen der erzählende Msgr. Anton Brunner — inhaftiert wurden. Der „Ausschluß aus allen Schulen Niederdonaus“ war die Folge. Brunner setzte jedoch seine antinationalsozialistischen Tätigkeiten fort, worauf er am 28. August 1942 wegen des Verdachtes des Hoch- und Landesverrates sowie Wehrkraftersetzung und wegen des Entwurfs und der Herstellung sowie des Verteilens von Flugblättern und des Abhörens von Auslandssendern zum Tode verurteilt wurde. Wegen einer unklaren Zeugenaussage wurde aber das Verfahren später wieder aufgenommen, und Anton Brunner wurde 1943 zu fünf Jahren Haft verurteilt, was ihn zur Erkenntnis führte: „Unser aller Leben ruht in Gottes Hand, und keine Gewalt kann es ihm entreißen.“ (S. 189 ff., 88) Dieser Bericht ist ein Beweis dafür, daß es ähnliche Aktivitäten wie die weltweit bekannten Aktionen der Geschwister Scholl und der „Weißen Rose“ auch in unserer engeren Heimat gegeben hat.

Daß man bei geschicktem Vorgehen auch auf legalem Wege einiges erreichen konnte, zeigt der Bericht des Redemptoristenpaters Rudolf Scheiber über die vom Kreisleiter verfügte Aufhebung sämtlicher Klöster im Landkreis Horn am 12. September 1940. Vier Wochen später wurden nämlich das Kloster und das Altenheim in Eggenburg den Barmherzigen Schwestern wieder zurückgegeben, denn der nationalsozialistische Bürgermeister von Eggenburg, Dr. Eduard Kranner, hatte sich bei der Reichskanzlei in Berlin über den Kreisleiter beschwert mit der Begründung, die Bevölkerung von Eggenburg sei empört über dessen „Führerbeleidigung“ — unter den auf die Straße geworfenen Frauen waren nämlich auch Mütter von zehn und mehr Kindern, die zum Muttertag vom Führer das goldene Mutterkreuz bekommen hatten. Dr. Kranner sah — wie er sich später ausdrückte — von da an seine Aufgabe als Bürgermeister darin, „Böses zu verhindern“ (S. 122 f.).

Geradezu unwahrscheinlich aber mutet an, was Hofrat Arthur Lanc als Amtsarzt für die 1944 zur Arbeit in der Kartoffelverwertung nach Gmünd gekommenen Juden getan hat. Nicht nur, daß er den jüdischen Lagerarzt unter dem Vorwand der Gesundheitsberichterstattung regelmäßig zum Abendessen einlud, verhalf er — als der Transport in ein Konzentrationslager abging — diesem und seinen Mitarbeitern auf abenteuerliche Weise zur Flucht und hielt sie drei Monate lang versteckt. Erst der 9. Mai 1945 brachte ihnen endgültig die Freiheit ebenso wie dem bekannten Komponisten Kaplan Raimund Weissensteiner, der sich an diesem Tag in Anwesenheit der geretteten Flüchtlinge in der Woh-

nung von Dr. Lanc ans Klavier setzte und einen jubelnden Befreiungshymnus improvisierte (S. 144 ff.).

Diese und viele andere Einzelheiten, die „nicht in den Akten stehen“ (S. 122), festgehalten zu haben, ist ein unschätzbare Verdienst dieses Buches. Es ist ein Dokument der „Oral History“, der mündlich erzählten Geschichte, und der Alltagsgeschichte, der „Geschichte von unten“. Anhand dieser Mikrogeschichten wird die Wirklichkeit der Jahre zwischen 1938 und 1945 aufgrund der erlebten und erlittenen alltäglichen Erfahrung der sogenannten „kleinen Leute“ wieder verlebendigt, es werden dadurch aber auch indirekt die Strukturen der nationalsozialistischen Diktatur bloßgelegt. Und die alltagsgeschichtliche Perspektive ermöglicht überdies die Identifikation des Lesers mit dem Dargestellten, sodaß er daraus die nötigen Konsequenzen ziehen kann und soll.

Aus diesem Grund und auch überhaupt wäre eine einheitliche Konzeption wünschenswert gewesen, doch die vermißt man leider durchgehend (wenn man nicht bescheiden genug ist, die Absicht, einfach alle möglichen Zeitzeugen erzählen zu lassen, schon als Konzept anzuerkennen). Echte Highlights sind die Berichte von Prälat Ferdinand Scheibelbacher, Konsistorialrat Rudolf Schierer, Konsistorialrat Karl Ramharter und Hofrat Dr. Arthur Lanc, der Höhepunkt des Buches der große und großartige Bericht von Maria Bertha Gräfin Strachwitz, jedoch ist als Beitrag einer in einer ganz anderen gesellschaftlichen Ebene als die übrigen Erzähler lebenden Familie, aber auch rein formal, in diesem Rahmen eigentlich fehl am Platze.

Auch sonst wären gelegentlich Straffungen, ja sogar Streichungen notwendig gewesen. Persönliche Erinnerungen ohne jeglichen Bezug zur Allgemeingeschichte — etwa diffamierende Worttiraden gegen einen Lehrer, mit dem der Erzähler nicht fertig geworden ist — interessieren wirklich niemanden und stören echt. Im Vorwort zu schreiben: „Mit Absicht wurde der Stil der Beiträge im wesentlichen beibehalten, um auf diese Weise die Unmittelbarkeit des Erlebten zum Ausdruck zu bringen“, mag auf den Ausdruck bezogen eine gewisse Berechtigung haben, kann aber auch ganz allgemein als Eingeständnis einer mangelnden Betreuung durch eine Gesamtdredaktion angesehen werden. Bezeichnenderweise scheint ein solcher Gesamtdakteur auch namentlich nicht auf und fungiert die Katholische Aktion der Diözese St. Pölten anonym als Herausgeber. Daß auch die Korrektur nicht gerade penibel durchgeführt wurde, beweisen mehrere Druckfehler (S. 11, 78, 145, 148, 193), und daß Robert Hamerling mit „mm“ geschrieben wird, tut den Waldviertlern schon besonders weh (S. 17).

Einzelne Schwarzweißphotos illustrieren das Erzählte. Ein Glossar mit der Erklärung der für die „Nachgeborenen“ nicht verständlichen Begriffe beigelegt zu haben, ist verdienstvoll.

Nimmt man das Buch als Ganzes, so ist ihm eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen, zeigt es doch eindrucksvoll, wie es den weltanschaulich oder politisch gefestigten Staatsbürgern zwischen 1938 und 1945 möglich war, dem nationalsozialistischen System in Grenzen Widerstand zu leisten und daß sich die katholischen Kreise in dieser Hinsicht weitgehend vorbildhaft verhalten haben. Gerade die oben kritisierte mangelnde Konzeption ist dabei ein Garant für das Fehlen tendenziöser Auswahlkriterien und macht diese Erinnerungensammlung zu einer echten und unmanipulierten Quelle für dieses oft zuwenig beachtete historische Faktum.

Andererseits bringt das Buch aber auch Dokumente über die leichte Verführbarkeit der Unmächtigen durch die Mächtigen, und die Verlockung, auf die damals schwach Gewordenen nachträglich Steine zu werfen, ist groß, doch „jede Schuldzuweisung, an wen immer“ ist — wie der Präsident des Niederösterreichischen Landtages, Mag. Franz Romeder, in diesem Zusammenhang einmal festgestellt hat — „kein Ersatz für die eigene Auseinandersetzung mit dieser Zeit“. Für diese Auseinandersetzung bietet das Buch wertvolle Entscheidungshilfen. Das Wissen des Historikers über diese Epoche aber wird durch die hier gebotenen Fakten wesentlich erweitert.

Anton Pontesegger

Akademie der bildenden Künste (Hg.), **Vom Akt zur Figur**. Der moderne akademische Akt. (=Wiener Akademie-Reihe. Band 24, Wien 1988) 40 Seiten, 16 Abbildungen, öS 40,—.

Dies ist der erste Katalog der Akademie der bildenden Künste für eine Ausstellung mit gleichem Titel im ehemaligen Piaristengymnasium in Horn vom 11. Juni bis 31. August 1988.

Heribert Hutter sammelte darin neben dem Verzeichnis der ausgestellten Werke von 32 österreichischen Künstlern nach 1945 und 16 schwarz-weißen Abbildungen auch Aufsätze von Claus Pack, Fritz Wotruba und Josef Mikl. Die Ausstellung wurde aus Beständen der Sammlungen der Akademie und wenigen Leihgaben zusammengestellt. Nur fünf Werke der Bildhauerkunst standen der Grafik gegenüber. Gezeigt wurde die Entwicklung des Aktes, Beziehungen und Gegensätzlichkeiten zwischen dem gezeichneten Akt und der Figur des Bildhauers.

Claus Pack erzählt als ehemaliger Schüler Herbert Boeckls seine Erinnerungen an den „Abendakt“ Boeckls, der von 1939 bis 1964 der „Nabel der Akademie“ war. Fritz Wotruba bezeichnet es als sein Glück, daß er nach schulmeisterlichen Begriffen ein schlechter Zeichner war, da ihn dies vor falschen Richtungen bewahrte. Josef Mikl philosophiert in aphoristischer Form über den Gegenstand, das anatomische Zeichnen und über künstlerischen Unterricht, den er nur von selbst aktiv tätigen Künstlern und Wissenschaftern für sinnvoll hält.

Ulrike Kerschbaum

Gefunden. Kunst und Archäologie. (NÖ Landesmuseum/Blau-Gelbe Galerie der NÖ Kulturabteilung) Galerie Schloß Ottenstein, Mai bis September 1988 (=medium, Publikationsreihe der Blau-Gelben Galerie 5=Kat. 209 des NÖ Landesmuseums N. F. 211, Wien 1988), 118 Seiten, broschiert, bebildert, öS 300,—.

Bei dieser repräsentativ gestalteten Publikation handelt es sich um das Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung auf Schloß Ottenstein am Kamp, in deren Rahmen archäologische Funde zugleich mit Objekten zeitgenössischer Künstler aus diversen Ländern gezeigt wurden.

Den Anlaß boten die 1986/87 durchgeführten Bauarbeiten für die Erdgas-Fernleitung „Grenzlandring“ zwischen Laa an der Thaya und Groß-Siegharts (mit drei Stichelungen nach Hollabrunn, Eggenburg und Gars). Parallel dazu nutzte das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien (Leitung: Herwig Friesinger) diese wohl einmalige Gelegenheit zur Untersuchung dieses archäologisch so vielversprechenden Gebietes.

Die Publikation sollte von A bis Z durchgeblättert bzw. -gelesen werden, einmal, weil der Leser sich an keinem Inhaltsverzeichnis orientieren kann, zum anderen, weil sich interessante Begegnungen mit unterschiedlichen, leider zum Teil unmotiviert „eingestreuten“ Textbeiträgen sowie technisch hervorragenden Abbildungen ergeben.

Zwei Vorworte, jeweils von einem Vertreter der Kunst (Richard G. Künz) und Archäologie (Barbara Wewerka), bilden die Einleitung (S. 5-7). Es folgen Bilder und Texte zum ersten Teil der Ausstellung bzw. des Buches („Kunst . . .“, S. 9-86), namentlich mit Beiträgen von Arnold Keyserling („Kunst und Wissenschaft als ergänzende Wege der Menschwerdung“, S. 23-25), Peter Zawrel („Gesucht. Entwurf einer möglichen Ausstellung“, S. 27/28), Wolfgang Hilger („Gefunden“, S. 29-33) sowie einem Künstlerverzeichnis (S. 84-86).

Den zweiten Teil („ . . . und Archäologie“, S. 87-117) leitet „Ein Vorwort“ von Friedrich Berg ein (S. 89/90); es folgen „Grüßworte der EVN“ von Gerhardt Plöchl (S. 90) sowie „Archäologie am Rande der Pipeline“ von B. Wewerka (S. 91-117) mit einem geologischen Beitrag von Reinhard Roetzel (S. 93-95). Wewerkas informativer Beitrag bietet insbesondere eine Epochen-Übersicht (96 ff.), eine Karte mit den Fundstellen (102 ff.) und ein kommentiertes Funde-Verzeichnis (104 ff.).

Ralph Andraschek-Holzer

Festschrift 1. Vereinigte Waldviertler Molkereigenossenschaft Gmünd (Gmünd: 1. Vereinigte Waldviertler Molkereigenossenschaft GmbH 1988) 64 Seiten, 23 Abbildungen.

Anläßlich der Einweihung der neuen Betriebsstelle am 23. Oktober 1988 brachte die 1. Vereinigte Waldviertler Molkereigenossenschaft eine Festschrift heraus, die interessante Einblicke in die Entwicklung der Molkereiwirtschaft im Waldviertel gewährt. 1967 schlossen sich vier kleine Molkereibetriebe im nördlichen Waldviertel aus wirtschaftlichen Gründen zur 1. Vereinigten Waldviertler

Molkereigenossenschaft zusammen, im Herbst 1988 wurde das neue Betriebsgebäude im Industriegebiet der Grenzstadt Gmünd eröffnet.

Nach den üblichen Grußadressen der politischen Mandatäre enthält die Festschrift eine kurze Geschichte der vier Molkereigenossenschaften (Gmünd, gegründet 1928, Litschau, gegründet 1926, Vitis, gegründet 1927 und Weitra, gegründet 1928), die sich 1967 zusammenschlossen. Diese knappen Darstellungen geben Einblick in die wirtschaftliche Entwicklung der letzten 60 Jahre und bringen einige interessante Details. So erfährt man zum Beispiel aus der Festschrift, daß in den dreißiger Jahren alle vier Molkereien die Stadt Wien mit ihren Produkten belieferten, auch Česke Velenice in der ČSSR wurde damals noch von Gmünd aus mit Milch versorgt. Ebenso enthält die Schrift interessante Angaben über Anlieferungsquoten, Arbeitsbedingungen und Verbraucherpreise während der Kriegs- und Nachkriegszeit. Je ein Kapitel ist der Geschichte der I. Vereinigten Waldviertler Molkereigenossenschaft und der neuen Betriebsstätte Gmünd gewidmet. Recht interessant sind auch die kurzen Beiträge über das „Rohmilchmodell Gmünd/Waldviertel“ und den „Milchprüfing Waldviertel“. In beiden Unternehmungen wurde weitgehend Pionierarbeit geleistet, einige der hier erarbeiteten Modelle finden heute österreichweit Anwendung. Mit einem Beitrag über die Zukunft der Molkereigenossenschaften und einem über die Auswirkungen der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl auf die Milchwirtschaft schließt die Festschrift.

Auch wenn diese Publikation nur sehr wenige Angaben über die wirtschaftliche Leistung der Betriebe vor 1968 (z. B. Produktions- und Anlieferungsmengen) enthält, handelt es sich dabei um einen wichtigen Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte des nordwestlichen Waldviertels. *Friedel Moll*

Festschrift zur Eröffnung der Sporthalle Zwettl-NÖ. 30. April 1988. Herausgegeben vom Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium Zwettl (Zwettl 1988). 96 Seiten, zahlreiche Abb., broschiert.

Zur Eröffnung der neuen, gemeinsam von Bund, Land und Gemeinde finanzierten Großsporthalle am BG und BRG Zwettl ist die vorliegende Festschrift mit einer stattlichen Anzahl kurzer Beiträge erschienen, von denen nur einige hervorgehoben werden können. Franz Weiss berichtet von den mannigfaltigen Nutzungsmöglichkeiten der neuen Halle, die mehr ist als der langersehnte zweite Turnsaal des Zwettler Gymnasiums: nach Maßgabe der Möglichkeiten steht sie auch den anderen Zwettler Schulen und den Sportvereinen sowie für Wettkämpfe des Spitzensports zur Verfügung — beispielsweise spielte hier im Februar 1988 die österreichische Handball-Damen-Nationalmannschaft gegen die Auswahl der Volksrepublik China. Wolfgang Katzenschlager referiert im Überblick die Geschichte der „Anstalt“. Schüler der achten Klassen haben eine interessante Statistik der Schülerbewegungen und der regionalen und sozialen Zusammensetzung der Zwettler Gymnasiasten und Gymnasiastinnen erarbeitet. Wolfgang Steinhauser berichtet über seine Erfahrungen mit dem von ihm 1981 eingeführten Freigegegenstand Russisch. Den Schluß bilden Dokumentationen: Personalstand des Lehrkörpers 1988, Schülerverzeichnis für das Schuljahr 1987/88, Maturanten und Maturantinnen seit 1947.

Unter den unvermeidlichen „Geleitworten“ — darauf abschließend hinzuweisen kann sich der Rezensent nicht verkneifen — ragt jenes des Amtsführenden Präsidenten des Landesschulrates für Niederösterreich als pure Ansammlung von Phrasen und mit Superlativen gespickten Platitüden deutlich heraus.

Thomas Winkelbauer

Festschrift 800 Jahre Drosendorf und Zissersdorf. Herausgegeben von der Stadtgemeinde Drosendorf-Zissersdorf (Drosendorf 1988). 48 Seiten, zahlreiche Abb., broschiert.

Aus Anlaß der Erstnennung von Drosendorf und Zissersdorf vor 800 Jahren (1188) in der Zeugenreihe jener Urkunde, mit welcher der Passauer Bischof Theobald den Grafen von Pernegg die Vogtei über die von diesen an das Passauer Hochstift übergebenen, vormaligen Pernegger Eigenklöster Geras und Pernegg bestätigt („Albero de Drozendorf“, „Riwinus de Cizstersdorf“), feierte die Stadtge-

meinde Drosendorf-Zissersdorf (seit 1971 Großgemeinde) ein Fest, zu dem sie die vorliegende Festschrift herausgab. Die Broschüre enthält kurze historische Abrisse, unter anderem über die Handwerks- und Kulturgeschichte von Drosendorf, vor allem aber (gemäß dem vom Bezirkshauptmann in seinem Vorwort ausgesprochenen Motto: „Ich bin kein Freund der Geschichte“) Selbstdarstellungen des Fremdenverkehrsvereins (seit 1981: Verein „Drosendorf aktiv“) und seines verdienstvollen Wirkens, der Bildungsstätte Drosendorf der Niederösterreichischen Landarbeiterkammer im Drosendorfer Schloß, der Jugendherberge und der 1977 begonnenen Verschönerungs-Aktion.

Die Broschüre dient also in erster Linie zur Förderung des Fremdenverkehrs des reizenden Thaya-Städtchens Drosendorf und nur am Rande der historischen Information. Wer etwa wissen möchte, was mit den ehemals reichen Beständen des 1884 von Franz Xaver Kießling in Drosendorf gegründeten „Roland-Museum“, „das vor dem Ersten Weltkrieg zu den größten Lokalmuseen Österreichs zählte, von dem aber heute nur mehr Restbestände im 1959 eröffneten ‚Städtischen Kiessling-Museum‘ in Drosendorf vorhanden sind“ (Österreichisches Biographisches Lexikon, Bd. 3, Graz-Köln 1965, Seite 329), geschehen ist, wird hier vergeblich suchen. Den mineralogischen Teil von Kießlings Sammlungen erwarb nach dem Ersten Weltkrieg die Stadt Krems (Franz Silberhuber, Von den steinernen Schätzen des Waldviertels, in: Das Waldviertel, hrsg. von Eduard Stepan, Bd. 1, Wien 1925, Seite 128). Doch selbst dieser Teil soll, inoffiziellen Auskünften zufolge, verschollen sein. Für Hinweise auf den Verbleib der volkskundlichen und historischen Sammlungen, soweit sie sich nicht im Kießling-Museum befinden, wäre der Rezensent dankbar.

Thomas Winkelbauer

Anton Thomas Dietmaier, **Rast im Stillen und Schönen**. Blaugelbes Haus- und Kalenderbuch für Land- und Stadtleut (Horn-Wien: Verlag Ferdinand Berger o. J. [1988]) 144 Seiten, broschiert, öS 148,—.

Der Titel scheint Unzeitgemäßes zu signalisieren. In einer Zeit, in der nichts laut genug sein kann und in der das Häßliche zum Idol erhoben wird, wagt es Anton Thomas Dietmaier (geboren 1922 in Kleinweikersdorf, Bezirk Hollabrunn), eine „Rast im Stillen und Schönen“ anzubieten. Er macht das, weil er als Lehrer und Volksbildner weiß, daß ein Bedürfnis danach vorhanden ist, und weil er möchte, „daß wir Hoffnung neu gewinnen“. So hat er Gedichte und Lieder geschaffen, die gekennzeichnet sind durch eine echte Verbundenheit mit Niederösterreich, dem Jahresablauf und dem volkstümlichen christlichen Brauchtum.

Kalendermäßig aufgebaut, bringt das Büchlein Gedichte und Sprüche für jeden Monat, wobei die eigentlichen (mit Kalenderbildern schön illustrierten) Monatsgedichte eine besondere Natürlichkeit ausstrahlen. Gleich am Anfang denkt er an die Zukunft, und das nicht nur im Jahreskreis, sondern ganz allgemein, wenn er — wie im ganzen Buch übrigens ohne jegliche Satzzeichen — rät: „Laß Bauer wieder Kinder schrein sonst wird Matthäi am letzten sein“. Und die Niederösterreich-Verbundenheit, die schon durch den Buch-Untertitel und den blau-gelben Umschlag dokumentiert wird, zieht sich durch das ganze Bändchen hindurch. Das Waldviertel preist er dabei als das „stillste aller Lande“, das er liebt, „weil Erde treulich jedes Leben nährt Hier bin ich wie in Kellern oft alleine in Einsamkeit die Himmelsglück gewährt“. Und er ist stolz darauf, daß Niederösterreich das Land ist, in dem „Österreich geboren“ wurde, und so besingt er es als „Österreichs Mutter Land unter der Enns“ sowie seine einzelnen Regionen und — ganz aktuell — auch schon seine neue Landeshauptstadt St. Pölten.

Soweit die Gedichte den Grundtenor der Landes- und Volksverbundenheit beibehalten, wirken sie natürlich und gehen ins Ohr — einzelne Heimatlieder wurden daher auch von Prof. Karl Etti vertont. Dieser Bereich ist das ureigenste Element des Autors und hier hat er Bleibendes zu bieten. Diese Gedichte sind natürlich, echt und volksverbunden, kaum eines wirkt gekünstelt. Geht er darüber hinaus, kann es passieren, daß er sich überhebt, wie in dem Gedicht „Der Künstler“, in dem er diesen die Sonne „melken“ läßt und wo dem Rebstock „vergnommt“ Bastarde und Zwitter entschlüpfen. „die Schönheit beäugend, die sich mir erschloß“...

Der Band bietet Gedichte zum Lesen, Nachempfinden und Bedenken, aber auch Gebrauchsliteratur im besten Sinne des Wortes, für Feste und Feiern gut verwendbar und zu empfehlen. In der Form modern, im Inhalt und in der Ausdruckweise eher zeitgemäß werden hier in einer volkstümlichen Sprache Werte der Vergangenheit vermittelt, die letztlich überzeitlich sind und gerade heute eine Zukunft vor sich zu haben scheinen. Der Gedichtband ist wert, gekauft, gelesen und überdacht zu werden.

Anton Pontesegger

175 Jahre Niederösterreichische Landesbibliothek. Sonderausstellung im Foyer der NÖ Landesbibliothek Wien I, Teinfaltstraße 8. 21. Juni bis 30. Dezember 1988 (=NÖ Schriften 17, Wien: Amt der NÖ Landesregierung, Abt. III/4-NÖ Landesbibliothek 1988) 100 Seiten, 4 Farbtafeln, 29 Schwarz-weiß-Bilder, öS 50,—.

Nach den Geleitworten und der Zeittafel gibt Hermann Riepl einen Überblick über die Geschichte dieser Bibliothek, welche im Jahr 1813 mit der Konzentrierung von 88 Büchern in der Prälatenstube durch den Landmarschall Josef von Dietrichstein und den Landschaftssyndikus Karl von Schreyber entstanden ist. Durch Schenkungen, Nachlässe und eine ständige Dotation seit 1842 vermehrte sich die Büchersammlung von Jahr zu Jahr, sodaß der Bücherbestand im Jahr 1885 bereits 11 294 Bände betrug. Dazu kamen noch eine topographische Sammlung und zahlreiche Blätter von Martern und Denksäulen, Porträts und Landkarten. Durch die Trennung Wiens von Niederösterreich im Jahr 1922 und die Schaffung von Großwien im Jahr 1943 mußte die Bibliothek zahlreiche wertvolle Bücher und Teile ihrer Sammlungen an die Stadtbibliothek abgeben. Im Jubiläumsjahr umfaßte die Bibliothek mehr als 136 000 Bände nebst rund 1900 laufenden Zeitungen und Zeitschriften sowie zahlreiche Spezialsammlungen. Moderne Beamten- und Leserräume und die Umstellung auf EDV-Technik kennzeichnen die neueste Zeit. Eduard Ronge beschäftigt sich in seinem Referat mit den Zukunftsaussichten der Landesbibliothek, vor allem mit den neuen Technologien in Verwaltung und Benützung, wobei die geplante Verlegung in die neue Hauptstadt St. Pölten eine entscheidende Rolle spielt. Kurzartikel betreffen die Sondersammlungen (Gebhard König) und die burgenkundliche Sammlung (Hermann Steininger), welche unter den Namen „Niederösterreichisches Burgenarchiv“ eine bedeutende Quelle für den Burgenforscher darstellt. Nach dem Literatur- und Quellenverzeichnis folgt der Katalog über die insgesamt 107 ausgestellten Objekte. Schwarz-weiße und farbige Abbildungen der Ausstellungsstücke sind gut gewählt und geben nicht nur ein anschauliches Bild der Bibliotheksbestände und der alten Räumlichkeiten im Landhaus, sondern zeigen auch die Porträts von für die Bibliothek wichtigen Persönlichkeiten.

Walter Pongratz

Bernhard Baumgartner, Niederösterreich. Ausflugs- und Urlaubsführer. (Wien-München: Jugend und Volk 1986) 237 Seiten, bebildert, öS 298,—.

Dieses Buch will den Urlauber und Ausflügler zum Kennenlernen von Natur- und Kulturschönheiten in Niederösterreich einladen, aber auch praktische Hinweise für Besichtigungen und Wanderungen bieten. Nach einer allgemeineren Einleitung („Wieder auf Sommerfrische“, S. 7-12) folgt die Vorstellung der Natur- und Kulturlandschaften, grob gegliedert in drei größere Abschnitte („Die Landschaft um Wien“, S. 13-63, „Zwischen Weinviertel, Nordwald und Donau“, S. 65-143, und „Alpenland Niederösterreich“, S. 143-232). Die jeweiligen Unterkapitel folgen einem die Benützung erleichternden Schema, das allgemeinere, eine Landschaft vorstellende Passagen, Vorschläge interessanter Ausflugsrouten und genauere Ortsführer (in Kleindruck) in lockerer und flexibler Anordnung erlaubt. Wer bei einer Besichtigung schon einmal vor verschlossenen Türen gestanden ist, wird sich über die zahlreichen Adressen und Telefonnummern, speziell von Fremdenverkehrsverbänden, freuen; auch die teilweise gebotenen Hinweise auf Spezialkarten sind zu begrüßen, nicht zuletzt, da der Autor auf jegliche Beigabe von Kartenmaterial verzichtet hat (wohl verzichten mußte). Einen

„kulinarischen“ Genuß stellen die tafelartig in den Band eingefügten Farbfotos dar, die größtenteils vom Autor selbst stammen.

Einige Ungenauigkeiten sind in einem populären Werk zu tolerieren, falsche Angaben jedoch zu korrigieren. Es ist beispielsweise von geringem Belang, wenn der Autor die Rodungen im Waldviertel einmal im 12. Jahrhundert beginnen läßt (vgl. S. 67), einmal im „11. und 12. Jh.“ (S. 107). Daß bei der Beschreibung des Weitraer Schlosses (vgl. S. 120) der Eindruck entsteht, als ginge die gesamte Bausubstanz auf das Jahr „1757“ (?) zurück, stört auch nicht allzusehr. (Die Pfarrkirche von Steinakirchen am Forst, S. 154 richtig als „Mischtyp von Saalkirche und dreischiffiger Halle mit einer umlaufenden Empore“ beschrieben, repräsentiert den Typus der sogenannten „Waldfeilerkirche“; ein gut vergleichbares, vom Autor allerdings nicht als solches ausgewiesenes Beispiel ist die ehemalige Klosterkirche von Pernegg!) Othmars- und Spitalskirche in Mödling sind allerdings nicht „hochgotische Bauwerke des 15. Jhs.“ (S. 22), sondern spätgotische; ferner entsteht durch mißverständliche Formulierung S. 24 der Eindruck, als wäre das romantische Langhaus der Heiligenkreuzer Stiftskirche frühgotisch. Die Horner Georgskirche wurde nicht 1593 (vgl. S. 83), sondern zwischen 1594 und 1596/97 erbaut, und zwar nicht „im Renaissancestil“ (ebd.), sondern als ein Bau der sogenannten Nachgotik; diese allerdings „ist Teil der deutschen Renaissance als einer im Verständnis der Zeitgenossen einheitlichen und modernen Architektur“ (Hermann Hipp, zit. nach Renate Holzschuh-Hofer, Bemerkungen zur Georgskirche in Horn. Die Kirche als profaner Sinnträger, in: Kamptal-Studien 5 [1985] S. 86/87).

Noch eine Bemerkung zum einleitenden Teil: Der Autor weist den speziell interessierten Leser auf Literatur wie den „Dehio Niederösterreich“, „Reclams Kunstführer Österreich I“ oder einen Band der „Burgen und Schlösser“ hin (S. 10), ohne aber die letztgenannte Reihe näher zu charakterisieren und ohne z. B. auf die Bände der Reihe „Österreichische Kunstmonographie“ hinzuweisen, davon insbesondere die Bücher Franz Eppels über das Waldviertel, die Wachau und die Eisenwurzen. Vielleicht hätte der sonst so umsichtige Autor doch eine kleine Literaturliste beifügen können. Ein Ortsregister schließt diesen gut lesbaren, praktischen und gefälligen Führer ab, der, geprägt vom sympathischen Enthusiasmus seines Autors, den Interessierten zu vielen schönen Besichtigungen anspornen kann.

Ralph Andruschek-Holzer

Hinter den Wänden. Eine Reise durch Räume des täglichen Lebens. (Eine Ausstellung in den ehemaligen Sax-Werken in Langenlois, NÖ, von 19. Juni bis 25. September 1988 [Wien 1988] =Zeitschrift der Blau-Gelben Galerie Nr. 1/1988) 128 Seiten, broschiert, bebildert, öS 40,—.

Dieses Heft wird als „Magazin zur (gleichnamigen) Ausstellung“ bezeichnet, welches sich „eher als Begleitheft denn als Ausstellungskatalog“ verstehe (János Kárász, Die eine Seite, ebd., S. 6), und tatsächlich meint der Leser ein Magazin in Händen zu haben. Ein Magazin, das alltags- und kulturgeschichtliche Essays und Aufsätze, garniert mit belletristischen Texten und zahlreichen Abbildungen enthält, welche, teils amüsant-ironisch, teils historisch-informativ, um sieben Themenkreise gruppiert sind.

Der erste lautet „Das Auto als verlängertes Wohnzimmer“ von Maria Auböck (S. 8-21); es folgt „Kunst als täglicher Begleiter“ von Elsa Prochazka (S. 23-33) mit einem lesenswerten wissenschaftlichen Beitrag von Fritz Koreny („Kunst und Reproduktion. Überlegungen zur Geschichte und Problematik der Vervielfältigung“, S. 27-30). Efthymios Warlamis' Beitrag, „Traum vom Hausbau“ (S. 34-45) beschäftigt sich mit der Bedeutung des Eigenbaus insbesondere für die Wertvorstellungen des Österreichers. „Werbepbotschaften im trauten Heim“ von Patrick Schierholz (S. 46-57) und „Maschinenpark einer Familie“ von Ernst W. Beranek und Harry F. Kubelka (S. 58-73) beleuchten zwei wenig bewußte Phänomene des Alltagslebens. Christoph Elmecker und Markus Reuter befassen sich in ihrem Beitrag „Der Rest vom Fest“ (S. 74-87) mit dem Essen als Bestandteil des Festes, wobei „Essen“ nicht als simple Nahrungsmittelaufnahme, sondern als gemeinsames, zelebriertes und kultiviertes Mahl gilt (ebd., S. 76). Der Bereich „Zeitreisen“ (S. 88-101), gestaltet von

J. Kárász und Georg Schöllhammer, setzt sich mit dem Verhältnis von Zeitlichkeit und Alltagsobjekten auseinander.

Zuletzt folgen einige Beiträge zu Langenlois, insbesondere den Sax-Werken, und zum Ausstellungswesen, wobei der mit Witz und Ironie geschriebene Essay Walter Holzers „Im Kampf gegen die Zerstreung“ (S. 104-108) hervorgehoben werden soll, der namentlich die Großausstellungen der Postmoderne aufs Korn nimmt! Ein Verzeichnis der Ausstellungsgestalter und Autoren (S. 122 ff.) schließt den bemerkenswerten Band ab.

Ralph Andraschek-Holzer

Jahrbuch der Diözese St. Pölten 1989 (St. Pölten: Bischöfliches Pastoralamt der Diözese St. Pölten 1988) 144 Seiten, bebildert, öS 55,—.

Wie alljährlich erschien auch heuer wieder das Diözesanjabrbuch von St. Pölten, das sich diesmal mit der „New-Age-Bewegung“ kritisch auseinandersetzt. Gemeint ist unter diesem Begriff eine Art von Evolutionslehre, die Entwicklung des Menschen, der sich als Teil des Kosmos immer mehr der Zusammengehörigkeit und Einheit alles Seins, auch des Göttlichen, bewußt werden soll. Manfred Wohlfahrt beschäftigt sich in seinem Artikel „New Age — Modetorheit, Bedrohung oder Chance“ mit den Ursachen und Wirkungen dieser populären Strömung. Josef Sudbrack stellt sich anschließend der Frage, ob diese Strömung auch für Christen eine Herausforderung darstellt. Als Antwort darauf geht Franz Sidl auf die Frage des Sakraments der Firmung als eine bewußte Entscheidung für Christus ein. Eine umfangreiche Bildchronik, die Würdigung der Priesterjubilare 1988, ein Beitrag über die Kirche als Arbeitgeber sowie Erzählungen (Gabriele Lins, Anne Bahrs und Otto R. Braun) und ein auf den neuesten Stand gebrachter Personal-Schematismus der Diözese ergänzen das vorbildlich gestaltete Jahrbuch.

Walter Pongratz

Ernst Kalt, **Krems. Einst und jetzt.** (Krems: Selbstverlag, Alauntalstraße 75; Druck: Alt und Wösendorfer) 136 Seiten, öS 348,—.

Binnen Jahresfrist ist der zweite Teil des Bandes „Krems. Einst und jetzt, Handel und Gewerbe“ erschienen, eine würdige Fortsetzung des ersten Bandes mit einer unübersehbaren Steigerung in Inhalt und Wiedergabe. Er spricht für den Fleiß des Sammlers, Photographen und Graphikers Ernst Kalt.

In diesem Buch sind wir eingeladen zu einem verträumten Spaziergang durch Krems und beginnen beim Wienertor, dessen Brücke aus Holz das schreckliche Hochwasser 1855 wie viele andere Bauten und Straßen des Kremstales zerstörte. Schade um die Stadttore von Krems, von deren ehemals vier nur mehr eines, das Steinertor, erhalten ist. Wer die Kremser Geschichte liebt, betrachtet mit leiser Wehmut die alten Bürgerhäuser, das Gattermann-Haus, das Haus Badstuber gegenüber, den Eisentürhof, das Stern-Wirtshaus mit Tor und Erker aus dem 16. Jahrhundert, den „Schwarzen Adler“ (übrigens gut restauriert), die stolzen Bürgerhäuser der Landstraße mit den entzückenden Innenhöfen (Haus Neuhöfer). Vor allem dort, wo alten Ansichten neue Aufnahmen des jetzigen Zustandes gegenübergestellt werden, kann man nur traurig das teilweise Unverständnis unserer Zeit ablesen. Gähnende Leere bzw. ein Bankhaus ist heute dort, wo der Judentempel, ein architektonisches Juwel aus 1895 (Utz jun. und sen.) stand, das sogar den Pogrom von 1938 überlebte und erst 40 Jahre später dem Abbruch zum Opfer fiel, wie vor kurzem auch der Fabriksbau Schmitt-Rehberg aus der Biedermeierzeit (1850).

Nicht allein mit herrlichen Bauten und reizenden Plätzen überrascht uns der Band, auch mit Persönlichkeiten, Käuzen, Institutionen und Originalen: Drei Generationen Lantschik und Kaltenböck, das Café Heybal, der Faschingsumzug aus 1900, die Firma Panlehner und Rainer, das „Haus“ Slatner, die vielen Gaststätten in der Landstraße, das erste Auto in Krems (1897, Johann Weber), der historische Festzug 1906, die 84jährige Maria („Mitzi“) Nahmer mit ihrer Beiwagenmaschine usf. Mag manches Bild auch entbehrbar sein, sind sie doch ein nostalgisches Zugeständnis an das Kremser Geschichtsbewußtsein. Ein liebenswertes Buch für alle, nicht nur für die Kremser — die jüngeren wie

die älteren. Ist die Ausgabe auch nicht als Geschichtswerk *expressis verbis* zu verstehen, ist sie doch gerade im Hinblick auf das kommende 1000-Jahr-Jubiläum als ungeheure Bereicherung für die notwendige Aufbereitung der neueren Geschichte von Krems anzusehen. Kalts bisherige Dokumentationen darf man sich dabei nicht entgehen lassen.

Hans Frühwirth

Walter Krumhaar, **90 Jahre Freiwillige Feuerwehr Stiefern. 1898-1988** (Stiefern: FF Selbstverlag 1988) 77 Seiten, Schwarzweißbilder.

Der bekannte niederösterreichische Feuerwehrforscher Krumhaar legt uns mit dieser repräsentativen Festschrift eine Jubiläumsschrift vor, die weit über den Rahmen von vielen in den letzten Jahren erschienenen derartigen Schriften hinausgeht. Der Verfasser bietet nach den Vorworten vorerst eine urkundlich fundierte Geschichte von Stiefern, dessen Ernennung bereits um 902/03 erfolgte. Damals schenkte ein slawischer Fürst Joseph Besitztümer „ad Stiuinam“ dem Bischof von Freising. Ein Adeliger, der sich im 12. Jahrhundert nach diesem Ort im Kamptal nennt, erhielt damals durch Königsschenkung und mit Zustimmung des Landesfürsten ein Rodungsgebiet im Raum Wurmbbrand – Groß-Gerungs. In der Folge bietet der Autor eine allgemeine Geschichte des Feuerwehrwesens über die „Feuerordnung“ Kaiser Josephs II. im Jahr 1782 bis zur Gründungszeit der Freiwilligen Feuerwehren in Niederösterreich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ausführlich wird über die Entwicklung der Feuerwehrräte und der Ausbildung der Feuerwehrmänner bis zur Gegenwart berichtet. Der Hauptteil der Festschrift enthält natürlich die Geschichte der Feuerwehr Stiefern, die 1898 unter dem Bürgermeister Josef Dienstl dem älteren, der auch der erste Hauptmann war, gegründet wurde. In chronologischer Folge werden die wichtigsten Ereignisse in der Geschichte dieser Wehr geschildert und mit Bildern dokumentiert. Im dritten Teil der Festschrift finden wir die Namen der gegenwärtigen Mannschaft, der Feuerwehrkommandanten, Chargen und Ehrenmitglieder, der verschiedenen Patinnen und die Dienstgrade des derzeitigen Bezirks-Feuerwehrverbandes Langenlois. Abgesehen von der Lücke in den Jahren 1938 bis 1947 werden rund 165 lokale Brandeinsätze angeführt und die derzeitigen Feuerwehrräte beschrieben. Den Abschluß dieser Festschrift bilden eine Kurzgeschichte der Freiwilligen Feuerwehrfiliale Thürneustift und das Nachwort des Verfassers mit Quellenangaben.

Walter Pongratz

Horner Kalender 1989. 118. Jahrgang. (Horn: Ferdinand Berger 1989) 96 Seiten, 3 Abbildungen, öS 40,—.

Auch heuer wieder erscheint der Horner Kalender, nun bereits in seinem 118. Jahrgang. Es wird wohl nur wenige Publikationen geben, die sich einer derartigen Kontinuität rühmen können. Neben anderen Beiträgen enthält der Kalender eine Arbeit von Prof. Dr. Erich Rabl, die sich mit der jüdischen Bevölkerung Horns und ihrer Vertreibung nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten im Jahr 1938 befaßt. Dem Verfasser gelingt es, alle im Jahr 1930 in Horn ansässigen Juden mit ihren persönlichen Daten anzuführen. Grundlage für diese Aufstellung bilden die Wohnlisten vom Dezember 1930. Damals lebten 62 Personen jüdischen Glaubens in Horn (das waren übrigens weniger als zwei Prozent der Gesamtbevölkerung dieser Stadt). Nach dem „Anschluß“ von 1938 ging man daran, den Juden das Leben möglichst schwer zu machen, und bereits Mitte September dieses Jahres war Horn „judenfrei“. Man hatte also hier versucht, die rassenpolitischen Vorstellungen der NSDAP möglichst frühzeitig und vollkommen zu erfüllen. Eine ähnliche Tendenz läßt sich übrigens auch in Zwettl feststellen. Der Verfasser geht auf das Schicksal einzelner Personen ein, die bis September 1938 von Horn abtransportiert und großteils in Konzentrationslager gebracht wurden, auch Zeitzeugen kommen in diesem Artikel zu Wort. In den meisten Fällen reißt die Spur der deportierten Menschen mit dem Verlassen der Stadt Horn ab, großteils kamen sie in den Konzentrationslagern oder auf dem Weg dorthin ums Leben. Dr. Rabl geht aber auch auf das Schicksal des ehemaligen jüdischen Vermögens ein, so gibt der Beitrag Aufschluß über die weitere Verwendung der 1938 beschlagnahm-

ten Liegenschaften. Dieser Artikel ist ohne Zweifel ein wesentlicher Beitrag zur Aufarbeitung der jüngeren Vergangenheit, er schließt damit an die wichtigen historischen Publikationen des Bedenkjahres 1988 an.

Friedel Moll

Franz Xaver Öl zant, **Skulpturen und Plastiken**. Hg. von der Kulturabteilung des Landes NÖ (=Publikationsreihe der Blau-Gelben Galerie 7, Wien o. J. [1988]) 98 Fotos, 140 Seiten (unnummeriert), öS 150,—.

Es handelt sich um den Katalog zur Ausstellung im Kunstverein Horn im Herbst 1988, an dessen Beginn vier Beiträge stehen, die verschiedene Aspekte des Betrachtens der Arbeit Öl zants widerspiegeln.

Dieter Bogner hinterfragt kunsthistorisch und philosophisch das plastische Werk im Zusammenhang mit dem Leben und dem Standort des Künstlers. Otto Breicha veröffentlicht ein Interview mit Franz Xaver Öl zant, der dabei viele Hintergründe seiner Arbeit offenlegt. Hans Rochelt beschreibt einfühlsam einen Bereich in der Arbeit des Künstlers: „Die Findlinge“ — Waldviertler Granitblöcke. Marion Kadrnoska nimmt den Titel „Ich liebe Steine“ zum Ausgang, stellt einen Vergleich zwischen Steinen an, denen eine bildhauerische Form aufgezwungen wird und jenen, die — wie bei Öl zants Arbeit — zu neuem Leben erweckt werden. In 98 Tafeln werden die bildhauerischen Arbeiten Franz Xaver Öl zants photographisch dargestellt. Mit einer Biographie und einer Ausstellungsübersicht wird der Katalog abgeschlossen.

Brigitte Riedl-Milan

Johannes Fessl / Isolde Kerndl, **seltsám, selten, a so oder so**. Mit 15 Farbbildern, 13 Schwarzweißabbildungen und über 50 Skizzen von Johannes Fessl sowie 18 Gedichten und 6 Prosastücken von Isolde Kerndl (Wurmbrand: Edition Zwettl 1988) 72 Seiten, öS 450,—.

Die Wienerin Isolde Kerndl, die jetzt in Groß-Gerungs lebt und an der dortigen Landwirtschaftsschule unterrichtet, zeichnet in ihren mundartlichen Gedichten und Prosatexten ein liebevolles Porträt ihrer Wahlheimat. Alte Mythen klingen an, die spröde Schönheit der Landschaft wird heraufbeschworen, in berührender Weise der Schicksalsergebenheit alter Leute gedacht. Kerndls Waldviertel ist noch ein rein bäuerliches, ihre Menschen verbringen ihr Leben zwischen „Erpfistaud'n und schwärz'n Mog'n". Trotz — oder wegen — aller Enge und Armut scheint die dörfliche Gemeinschaft noch völlig intakt, kein Traktor, keine Maschine stört den ländlichen Frieden, aktuelle Probleme bleiben ausgeklammert.

In den Bildern des Zwettlers Johannes Fessl hingegen ist nichts von Idylle zu spüren. Seine Waldviertler sind nicht nur geformt von der Härte des Alltags, sie sind verformt. Auf krummen Beinen gehen sie gebückt durchs Leben, nur die spitzen Nasen in verwitterten Gesichtern sind aufwärts gerichtet. Die Vorliebe fürs Bizarre, die bei der Schilderung von Alltagsszenen zu erkennen ist, fehlt in den Landschaftsbildern, hier überzeugen Sparsamkeit der Mittel und das Fehlen von Sentimentalität. Während Fessls Beiträge wohl nicht nur Waldviertel-Liebhaber ansprechen, brauchen Kerndls Texte einen nostalgisch gestimmten Leser.

Maria Vogler

Ernst Pleßl, **Die Entwicklung und der Umbruch unserer Landwirtschaft — aufgezeigt am Beispiel des Bauerndorfes Dallein im Waldviertel**. (Horn: Selbstverlag des Autors 1988) 104 Seiten, öS 150,—.

Die Arbeit gliedert sich deutlich in zwei Teile. In einen 76seitigen Textteil, dem noch drei Seiten Quellen- und Literaturangaben angefügt sind, sowie einen 25 Seiten umfassenden (größtenteils in Farbdruck gehaltenen und daher sehr leicht lesbaren) Kartenanhang.

Dieser Abhandlung liegt eine Untersuchung der Gemarkung von Dallein bei Geras in NÖ (15 km nördlich von Horn), der Heimatgemeinde des Autors, zugrunde. Am Beispiel dieses kleinen Ortes —

das Dorf zählt 47 Häuser, 114 Einwohner (1987), und es gibt hier noch elf landwirtschaftliche Betriebe — wird aufgezeigt, daß sich die Landwirtschaft in den letzten 30 Jahren mehr verändert hat als in den Jahrhunderten davor. Geprägt ist dieser Wandel von einem starken Rückgang der in der Landwirtschaft Beschäftigten und einem zahlenmäßigen Abnehmen der bäuerlichen Betriebe bei gleichzeitiger Steigerung der Produktivität durch eine starke Mechanisierung und Spezialisierung. Dabei werden durch Veränderungen im Anbausystem sowie den Einsatz der Chemie enorme Ertragssteigerungen erzielt.

So erfährt man, daß das Angerdorf und die Gewannflur Dallein Plananlagen aus dem 12. Jahrhundert sind und die Siedlung zur Zeit der Gründung 16 Hofstellen besitzt. Jede Hofparzelle ist mit einer hofanschließenden Hausackerparzelle (36 m breit und 541 m lang) verbunden. Daraus ergibt sich eine Größe von ca. 2 ha. Entsprechend der damals üblichen Zweifelder-Brachwirtschaft besitzt jeder Hof noch zwei weitere Gewannanteile zu je 2 ha Größe. Aus diesem Umstand glaubt der Autor die Größe eines bäuerlichen „Urlehens“ mit 6,07 ha annehmen zu können.*) Die „Felder“ werden nach dem Flurzwang einheitlich bebaut (Winterfeld, Brachfeld, Sommerfeld). Stallfütterung im Sommerhalbjahr ist unbekannt, da es keinen Feldfutterbau gibt. Dafür dient das Brachfeld als Viehweide. Dazu kommt das Nutzungsrecht am gemeinsamen Besitz, der Allmende. Dieses System der Dreifelderwirtschaft wird bis ins 18. Jahrhundert unverändert beibehalten.

Ebenso traditionell bleibt die Bearbeitungsweise. Die Arbeiten werden teils händisch, teils mit tierischen (Ochs, Kuh) Zugkräften durchgeführt. Es wird mit dem Holzpflug geackert, die Saat mit der Hand ausgestreut, das Getreide mit der Sichel (bis etwa 1860) geschnitten und mit dem Drischel (bis 1872) gedroschen. Der Verfasser spricht hier von der „Niederer animalischen Landwirtschaftsstufe“ (vom Mittelalter bis ca. 1890).

Die vorliegende Untersuchung stellt dann die Weiterentwicklung und schließlich die Auflösung dieses traditionellen Anbau- und Bewirtschaftungssystems dar. An die genannte Wirtschaftsstufe reiht sich dann die „Höhere animalische Landwirtschaftsstufe“ (1890-1940). (Vielleicht könnte man diese von der Begriffsprägung her wenig geglückten Termini durch „überwiegend manuelle Bewirtschaftungsstufe“ und „Stufe des verstärkten Maschineneinsatzes“ ersetzen, da sie die Verwendung von tierischer Arbeitskraft selbstverständlich miteinschließt.) Für die Zeit von 1940 bis 1955 ist die „Übergangsstufe zur motorisierten Landwirtschaft“ anzusetzen, die in die „volle motorisierte Landwirtschaftsstufe“ (1955-1960) überleitet. Daran fügt sich die „Übergangsstufe zur mechanisierten Landwirtschaft“ (1960-1970). Ab 1970 ist von „Voller mechanisierter Landwirtschaftsstufe“ und ab 1975 von „Spezialisierungs- und Umstrukturierungsstufe“ zu sprechen. (Besser wären die Bezeichnungen „Vollmotorisierte“ und „Vollmechanisierte Landwirtschaftsstufe“). Die neueste Entwicklung — in den USA ab 1980 einsetzend — wird als „Biologisch-agrotechnische Landwirtschaftsstufe“ bezeichnet.

Mit den Kartierungen für die Feldbebauung und den Bearbeitungsablauf wird die Zweifelder-Brachwirtschaft, die verbesserte Dreifelderwirtschaft bis zur individuellen Bebauung des Ackerlandes — nach der Kommissierung 1973 — festgehalten (vgl. dazu den anhängenden Kartenteil).

Das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses, wodurch eine rasche Übersicht erschwert wird, und einige Tippfehler (so muß es wohl auf Seite 4 Plananlagen statt Planarlagern und auf Seite 52 Brachfeld statt Brauchfeld heißen) mindern den Wert der Arbeit, die dem Titel des Buches in ausreichendem Maße gerecht wird, nicht. Wer also eine gut strukturierte Zusammenstellung über die Entwicklung der (europäischen) Landwirtschaft an einem Fallbeispiel, dazu eine Fülle von statistischen Daten (ca. 480) und erklärendes bzw. ergänzendes Kartenmaterial sucht, wird mit dieser Veröffentlichung gut beraten sein.

Das Buch ist nur beim Autor (und Verleger) unter der Adresse Dir. Dr. Ernst Pleßl, 3580 Horn, Josef Strommer-Straße 35, Tel. 02982/38732, zu beziehen.

Rudolf Malli

*) Diese Meinung hat Pleßl auch in einem Vortrag auf dem 5. Symposium des NÖ Instituts für Landeskunde auf Schloß Rosenau bei Zwettl vom 2. bis 4. Juli 1984 vertreten. Vgl. dazu Ernst Pleßl, Die ursprüngliche Größe des NÖ Bauernlehens. In: Studien und Forschungen aus dem NÖ Institut für Landeskunde Band 8 (Wien 1986) S. 122-151.

Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes

JAHRESHAUPTVERSAMMLUNG DES WHB 1989 IN EGGENBURG

Die Jahreshauptversammlung fand am Sonntag, dem 23. April 1989, um 10 Uhr im Großen Sitzungssaal des Eggenburger Rathauses statt. Der Präsident des WHB, Dr. Erich Rabl, konnte unter den zahlreichen Gästen den Vortragenden des anschließenden Festvortrags, Univ.-Prof. Dr. Friedrich F. Steininger, Vorstand des Instituts für Paläontologie an der Universität Wien, den Eggenburger Kulturstadtrat Willibald Jordan, den Ehrenpräsidenten des WHB, Prof. Dr. Walter Pongratz, den Mundartforscher Prof. Walter Sohm sowie den Obmann der Krahuletz-Gesellschaft, Stadtrat Otto Lamatsch, willkommen heißen.

Tagesordnung:

1. Bericht des Präsidenten Dr. Erich Rabl über das Vereinsjahr 1988:

In einem kurzen Rückblick berichtete der Präsident über die Aktivitäten, wie z. B. die Gründung der Bezirksgruppe Waidhofen an der Thaya am 9. Jänner 1988, zu deren Leiter Dir. Eduard Führer einstimmig gewählt wurde. Prof. Walter Pongratz referierte dabei über die ältesten Waldviertler Familiennamen und Dr. Robert Kurij sprach über Nationalsozialismus und Widerstand im Waldviertel. Die Jahreshauptversammlung 1988 fand am 29. Mai in Allentsteig statt. Dr. Hubert Wawra referierte über das Thema „Regionalanalyse des Waldviertels mit besonderer Berücksichtigung des Truppenübungsplatzes Allentsteig“ und Dr. Friedrich Polleroß führte in Neupölla durch die von ihm gestaltete Ausstellung „1938. Davor — Danach“.

Die Bezirksgruppe Zwettl veranstaltete einen Vortragsabend mit Hofrat Dr. Otto Amon über das Thema „Das Jahr 1938 in Österreich“ sowie eine Exkursion zur NÖ Landesausstellung nach Seitenstetten und ins Franz Ferdinand-Museum nach Schloß Artstetten.

Für die Bezirksgruppe Waidhofen hielt Oberschulrat Friedrich Schadauer einen Vortrag zum Thema „Waidhofen 1938“.

Seit 1988 besteht für die Zeitschrift „Das Waldviertel“ ein fünfköpfiges Redaktionsteam, welches sich aus Dr. Ulrike Kerschbaum, Dr. Anton Pontesegger, Dr. Friedrich Polleroß, Dr. Erich Rabl und Dr. Thomas Winkelbauer zusammensetzt. Es wird versucht, die Zeitschrift stärker auszubauen. Das 1. Heft hatte einen zeitgeschichtlichen Schwerpunkt mit dem Nationalsozialismus im Waldviertel, das 2. befaßte sich mit der Geschichte des Bindenschildes, das 3. mit einem naturwissenschaftlichen Thema als Leitartikel, und das letzte Heft stellte das Kampalprojekt und die Ergebnisse der Ausgrabungen der letzten beiden Jahre von Univ.-Prof. Dr. Herwig Friesinger vor.

Ebenso wurde gemeinsam mit dem NÖ Bildungs- und Heimatwerk in Traunstein und Zwettl das Internationale Walther von der Vogelweide-Symposium am 1. und 2. Oktober 1988 veranstaltet. Die Ergebnisse sollen in Buchform beim Österreichischen Bundesverlag und in der Schriftenreihe des WHB erscheinen. Präsident Dr. Rabl sprach hier Reg.-Rat Dr. Trischler besonderen Dank für das Zustandekommen des Symposiums aus.

Weitere Projekte der Schriftenreihe sind „Das Jahr 1945 im Bezirk Horn“ von Mag. Maria Bitter, das Generalregister sämtlicher Publikationen des WHB ab 1927, zusammengestellt von Mag. Rudolf Malli sowie als Hauptwerk für die erste Hälfte der neunziger Jahre eine Wirtschaftsgeschichte des Waldviertels, unter welchem Thema auch das nächste Symposium 1992 stehen soll. Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer konnte dafür bereits 18 Referenten gewinnen. Die Organisation für dieses Symposium wird die Bezirksgruppe Zwettl (Herbst 1992) übernehmen. Mit einem Bericht über das Subventionsansuchen an die NÖ Landesregierung sowie über den Schwerpunkt Mitgliederwerbung für den WHB und den Dank an die Vorstandsmitglieder für die Zusammenarbeit beendete der Präsident seinen Jahresrückblick.

2. Bericht des Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli gab folgenden Bericht über die Jahresrechnung 1988:

Einnahmen:

Mitgliedsbeiträge	öS 252 852,50
Subventionen und Spenden	öS 177 455,—
Inserate	öS 10 250,—
Verkauf von Einzelheften der Zeitschrift	öS 1 543,—
Verkauf der Schriftenreihe	öS 108 456,—
Zinsen 1987	öS 17 798,48
<hr/>	
Summe der Einnahmen	öS 568 354,98

Ausgaben:

Druck der Zeitschrift	öS 292 318,35
Druck der Schriftenreihe	öS 116 883,25
Vorträge und Werbung	öS 35 554,98
Verwaltungsaufwand	öS 27 482,60
Bankspesen	öS 1 327,—
<hr/>	
Summe der Ausgaben	öS 473 566,18
Zugang zur Gebarungsreserve	öS 94 788,80

Der Mitgliederstand beträgt am 31. Dezember 1988: 867, am 1. Jänner 1989: 851 und mit der Jahreshauptversammlung wieder 867.

3. Bericht der Rechnungsprüfer:

Dr. Harald Hitz und Gerhard Grassinger haben die Kassengebarung überprüft und für richtig befunden. Der Antrag auf Entlastung der Finanzreferenten wurde einstimmig angenommen.

4. Wahl der Rechnungsprüfer:

Die Rechnungsprüfer Dr. Harald Hitz und Gerhard Grassinger wurden einstimmig wiederbestellt.

5. Beschlußfassung über eingebrachte Anträge:

Vizepräsident Dr. Berthold Weinrich stellte schriftlich den Antrag auf Aufnahme des folgenden Punktes in die Tagesordnung:

„Diskussion über die Rede von Dr. Polleroß ‚Heldenplatz Döllersheim‘“

Dr. Weinrich schickt voraus, daß er viele Teile von Polleroß unterstreichen kann, daß aber auch Passagen enthalten sind, die nicht ins „Waldviertel“ passen. Er setzt auch voraus, daß alle Anwesenden den Artikel gelesen haben und meint, daß es die wörtliche Wiedergabe einer Rede sei, welche gegen die Tradition des WHB ist („... es fehlte nur noch eine vom Bundespräsidenten zu Pferd abgenommene Militärparade...“ — „Lied vom guten Kameraden“ — „strammen Unteroffizieren“ — „farbenprächtigen Uniformen“ ... etc.).

Dr. Weinrich meint weiter, es sei klar, daß zu dieser Thematik auch einige Generationsprobleme beitragen, die vielleicht derzeit stärker ausgeprägt sind, als sie es jemals waren. Jedoch sieht die betroffene Generation dies alles anders als jene, die damals noch in den Windeln lag. Er weist weiters auf die Notzeit hin, die zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg lag, er sei auch als sogenannter „Pflichterfüller“ sechseinhalb Jahre beim Militär gewesen, in keiner Staatsform der Welt werde der Soldat gefragt, ob er bereit sei, in den Krieg zu ziehen, sein Auftrag wie der jedes anderen sei gewesen, für die Heimat zu kämpfen. Dr. Weinrich meint, daß derartige Artikel nicht in die Zeitschrift „Das Waldviertel“ gehören und Dr. Polleroß solle den Rat eines alten Man-

nes annehmen: Dr. Polleroß sei doch ein engagierter Kunsthistoriker, er solle sein Wissen auf die Kunstgeschichte werfen und Artikel im „Waldviertel“ über die vielen Kunstdenkmäler, an denen das Waldviertel so reich ist, veröffentlichen, und er bittet ihn um Enthaltung derartiger demagogischer Seitenhiebe.

Der Präsident Dr. Rabl meint dazu, daß die Zeitschrift ein Organ für verschiedene Meinungen sei und es natürlich zu den einzelnen Punkten eines Referenten auch verschiedene Meinungen geben könne, über die ja die Möglichkeit der Diskussion bestehe, was auch genützt wurde.

Graf Philip Thurn-Valsassina meldet sich zu Wort, er meint, er wolle nicht belehrend sein, habe aber Verständnis für die junge Generation, er sei auch als Soldat im Krieg gewesen, habe aber damals bereits begonnen nachzudenken, wozu das alles gut sei — genau das macht die junge Generation heute — denn sie muß auslöffeln, was die alte gemacht hat. Solche Publikationen hätten natürlich das Recht, in der Zeitschrift „Waldviertel“ zu erscheinen, natürlich gibt es auch manchmal polemische Artikel. Es soll auch eine Brücke zwischen älterer und jüngerer Generation geben, es sollte ein Versuch sein, aus der Vergangenheit zu lernen.

Abschließend meldet sich Dr. Polleroß zu Wort: Es sei ihm bewußt gewesen, daß dies ein „unüblicher“ Artikel gewesen sei, und sein „demagogischer“ Stil sei aus seiner Sicht als ironisch und zynisch beabsichtigt gewesen, weil Dinge einfach unter den Tisch gekehrt wurden. Er werfe beileibe keinem Menschen vor, damals kein Held gewesen zu sein, es gehe ihm nur darum, wie man die Dinge heute sieht.

6. Allfälliges:

OSR Prof. Walther Sohm will seine Erfahrung bezüglich der Schreibung von Mundartgedichten und deren Korrektur zur Verfügung stellen.

Im Anschluß daran hielt Univ.-Prof. Dr. Friedrich Steininger, Ordinarius für Paläontologie an der Universität Wien, den Festvortrag zu dem Thema: „Die erdgeschichtliche Entwicklung des Waldviertels“, und am Nachmittag führten Prof. Steininger, Kustos Vasicek und Dir. Gaspar durch das Krauhletzt-Museum sowie in das neugeschaffene Depot bzw. die Studiensammlung.

Burghard Gaspar

Univ.-Prof. Fritz Steininger

(Foto: Johann Fenz, Horn)



ZWEI VORTRÄGE IN HORN

Im Vereinshaus sprach am 7. April 1989 Mag. Ralph Andraschek-Holzer über den gebürtigen Waldviertler Dichter Robert Hamerling aus Anlaß seines 100. Todestages. Andraschek führte aus, daß Robert Hamerling zwar ein epigonaler Dichter der „zweiten Garnitur“ gewesen sei, seine zeitlos gültigen Themen heute aber zu Unrecht vergessen sind. Das Landschaftserlebnis und die klösterliche Erziehung in Stift Zwettl waren prägende Eindrücke für Hamerling, wies Andraschek anhand von Werkzitaten nach.

Den Vortrag über die Entwicklung des Gesundheitswesens in NÖ, zu dem der Waldviertler Heimatbund am 11. Mai ins Vereinshaus eingeladen hatte, hielt statt des erkrankten Alt-Präsidenten der NÖ Ärztekammer, Dr. Berthold Weinrich, der Historiker Dr. Ernst English vom Kulturamt der Stadt Krems. Der Mittelalterfachmann erläuterte besonders die Entwicklung vom Bader über den Wundarzt und Chirurgen zum „studierten“ Arzt sowie die Entstehung der Spitäler aus Siechenhäusern.

OBERSTUDIENRAT DR. ANTON PONTESEGGER — 60 JAHRE

Seit Jänner 1988 ist Oberstudienrat Dr. Anton Pontesegger Mitglied der Redaktion unserer Zeitschrift; am 10. Mai 1989 feierte er seinen 60. Geburtstag.

Anton Pontesegger wurde 1929 in Hilm (Bezirk Amstetten) geboren, besuchte die Volksschule in Rosenau am Sonntagberg und anschließend daran das Realgymnasium in Waidhofen an der Ybbs. Nach der 1947 mit Auszeichnung abgelegten Matura studierte er an der Universität Wien Germanistik, Geschichte und Zeitungswissenschaften. 1952 promovierte er mit der Arbeit „Grimmelshausen und sein ‚Ewigwährender Kalender‘“ — einer Auseinandersetzung mit der Kulturgeschichte der Zeit des Dreißigjährigen Krieges — zum Doktor der Philosophie; seine Hausarbeit umfaßte zwei Bände „Personalgeschichtliche Studien über das Benediktinerstift Seitenstetten“. Seit 1953 ist Dr. Pontesegger Professor für Deutsch und Geschichte am Bundesgymnasium und Bundes-Aufbaugymnasium Horn sowie Erzieher am Bundeskonvikt für Knaben und Sportinternat Horn. Am 18. November 1980 überreichte ihm Landesschulinspektor Dr. Erhard Unterberger das Dekret über die Ernennung zum Oberstudienrat, und Direktor Mag. Helmut Hagel würdigte in einer Laudatio am 11. Mai 1989 Dr. Pontesegger als hochverdienten und erfahrenen Lehrer.



Dr. Anton Pontesegger
(Fotostudio Andraschek, Horn)

Dr. Pontesegger veröffentlichte eine Reihe pädagogischer, literaturwissenschaftlicher und lokalhistorischer Beiträge. Aus seiner Feder stammen einige zusammenfassende Aufsätze zur Geschichte des Horner Gymnasiums; zuletzt erschienen die Aufsätze „Streiflichter aus der Horner Schulgeschichte“ in der Festschrift „325 Jahre Schola Hornana“ (1982) und in der Broschüre „Student sein in Horn. . .“ (1984).

Außerdem ist Dr. Pontesegger seit vielen Jahren der Chronist des Horner Gymnasiums. Auf seine Anregung hin brachten im Aufbaugymnasium sowohl die Schüler des Maturajahrganges 1967 als auch die des Jahrganges 1977 gedruckte Matura-Festschriften heraus, in denen vor allem Originalbeiträge prominenter Zeitgenossen gesammelt wurden. Die 1977 im Verlag Berger/Horn herausgegebene Festschrift stand unter dem Leitmotiv „Engagement im Geiste der Hoffnung“ und umfaßte 110 Seiten.

Bei vielen wissenschaftlichen Arbeiten hat Dr. Pontesegger mit Rat und Tat geholfen; so hat er Dutzende Publikationen von Kollegen als Lektor umsichtig betreut. Durch seine große Hilfsbereitschaft und sein stets freundliches Wesen erfreut sich OStR Pontesegger bei Kollegen, Lehrern und Schülern großer Wertschätzung. Er versteht es, die Begeisterung für seine Fachgebiete auf seine Schüler zu übertragen.

Dr. Pontesegger wohnt und arbeitet heute in Horn im Waldviertel, einen Teil seiner Freizeit verbringt er aber in seinem Heimatort Gleiß in der Gemeinde Sonntagberg. Aus Anlaß der Markterhebung (1988) schrieb Dr. Pontesegger eine „Chronik der Marktgemeinde Sonntagberg“, mit 516 Seiten ein monumentales lokalhistorisches Werk. Die barocke Wallfahrtskirche auf dem Sonntagberg, das Schloß Gleiß und die Ybbstalwerke des Böhler-Konzerns sind die überregional bedeutenden Zentren des Gemeindegebiets. Über das wissenschaftliche Hauptwerk von Dr. Pontesegger urteilt Elisabeth Schawerda in der Zeitschrift „morgen“ (Nr. 62/88, Seite 348): „In jahrelanger Arbeit und nach sorgfältigem Quellenstudium stellte er eine Chronik zusammen, die es weder an historischer Präzision noch an angenehmer und fesselnder Lesbarkeit fehlen läßt. Auch die äußere Erscheinung des Buches entspricht dem bemerkenswert hohen Niveau seines Inhalts. Es ist von stattlichem Format, reich illustriert und mit einem umfangreichen Bildteil ausgestattet. Nicht die großen historischen Ereignisse, die in jedem Dorf ihre Spiegelung erfahren und ihre Spuren hinterlassen, sondern die ‚eigengesteuerte Geschichte‘ bestimmt die Individualität eines Gemeindegebietes. Daher liegt der Hauptakzent der

Arbeit auf der Alltagsgeschichte, die die Vergangenheit anhand von Begebenheiten aus allen Bevölkerungsschichten wieder lebendig werden läßt.“

In Anerkennung der besonderen Verdienste um die Herausgabe dieser Chronik beschloß der Gemeinderat von Sonntagberg am 25. April 1988, OStR Pontesegger den Ehrenring der Marktgemeinde zu verleihen. Der Waldviertler Heimatbund dankt Herrn Oberstudienrat Pontesegger für seine Mitarbeit und wünscht ihm weiterhin beste Gesundheit und auch in Zukunft ein erfolgreiches pädagogisches und wissenschaftliches Wirken.

Erich Rabl

1 GRATIS-ABONNEMENT

für ein Kalenderjahr erhalten Sie, wenn Sie innerhalb eines Jahres fünf neue Abonnenten werben (ein Jahresabonnement kostet 275 Schilling; für Studenten nur 150 Schilling).

Bestelladresse: Das Waldviertel (WHB), 3580 Horn, Postfach 100.

SCHRIFTENREIHE DES WALDVIERTLER HEIMATBUNDES

(Lieferbare Bände)

- Band 7: **Hermann Steininger**: Schandfiedeln im Waldviertel (1974) öS 30,—
- Band 8: **Walter Pongratz und Josef Tomaschek**:
Heimatsbuch der Großgemeinde Großschönau (1975), broschiert öS 120,—
- Band 16: **Heinrich Reinhart**: Mühlen-Miniaturen (Gedichte) (1974) öS 30,—
- Band 18: **Josef Koppensteiner**:
Heimatsbuch der Marktgemeinde Großpertholz, 2. Teil (1975) öS 75,—
- Band 26: **Walter Pongratz**: Die ältesten Waldviertler Familiennamen (1986) öS 195,—
- Band 27: **Renate Seebauer**: Ortsgeschichte von Mahreisdorf (1986) öS 50,—
- Band 28: **Robert Kurij**:
Nationalsozialismus und Widerstand im Waldviertel (1987) öS 195,—
- Band 29: **Ulrike Kerschbaum/Erich Rabl (Hg.)**: Heimatforschung heute.
Referate des Symposions „Neue Aspekte zur Orts- und
Regionalgeschichte“ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn (1988) öS 195,—
- Band 30: **Friedrich Polleroß (Hg.)**: 1938. Davor — Danach.
Beiträge zur Zeitgeschichte des Waldviertels (1988) Derzeit vergriffen.
Zweite, ergänzte Auflage in Vorbereitung.
- Heimatkundliches Jahrbuch 1978/80** öS 200,—
- Eduard Kranner**: Ulrich von Sachsendorf. Ein höfischer Minnesänger
im babenbergischen Österreich (2. Aufl. 1977) öS 70,—

*Bestellungen richten Sie bitte an den Waldviertler Heimatbund (Dr. Erich Rabl),
3580 Horn, Postfach 100, oder Telefon 02982/3991 (ab 14 Uhr)*